

STIFTUNG TOPOGRAPHIE DES TERRORS

NR 101 6/2001



Gedenkstätten Rundbrief

Berichte

- 3 Vom Konzentrationslager »für feindliche Ausländer« zur Stiftung »für Völkerfreundschaft« – Die Erinnerung an Ferramonti und die Wiederentdeckung der Internierung von Zivilpersonen in Italien
Carlo Spartaco Capogreco
- 16 »Chelmo/Kulmhof – ein vergessener Ort des Holocaust?«
Manfred Struck
- 17 Der »Alltag« der Häftlinge im Konzentrationslager Sachsenhausen 1936 bis 1945 – Museum »Baracke 39« in der Gedenkstätte und dem Museum Sachsenhausen wiedereröffnet
Horst Seferens und Günter Morsch
- 27 Anträge auf Bundesmittel zur Förderung der Gedenkstättenarbeit im Jahr 2002
Stefan Schmitt-Hüttenbräuer
- 29 Erinnerung braucht einen Ort – Werkstattausstellung im Kreismuseum Wewelsburg
Christiane Ernst
- 35 Überlegungen zum Verhältnis von Gedenken und zeithistorischer Forschung – anlässlich der Tagung »Historisierung der Gegenwart. Erinnerung und Zeitgeschichte im Konflikt«
Petra Hausteir
- 41 Veranstaltungshinweise
- 45 Literaturhinweise

- Einlage Einladung und Programm
36. Bundesweites Gedenkstättenseminar vom 4.–7. Oktober 2002 in Heidelberg:
»Die Verfolgung von Sinti und Roma unter dem NS-Regime und deren Darstellung in Gedenkstätten«

Titelfoto:

Denkmal auf dem ehemaligen Appellplatz des KZ Niederhagen in Wewelsburg.

Siehe auch den Beitrag von Christiane Ernst über die Werkstattausstellung im Kreismuseum Wewelsburg in diesem Heft.

Foto: Kreismuseum Wewelsburg

Vom Konzentrationslager »für feindliche Ausländer« zur Stiftung »für Völkerfreundschaft«

DIE ERINNERUNG AN FERRAMONTI UND DIE WIEDERENTDECKUNG
DER INTERNIERUNG VON ZIVILPERSONEN IN ITALIEN

Carlo Spartaco Capogreco

Das Lager Ferramonti und die faschistische Internierung

Am 30. Mai 1940, anlässlich einer Sitzung des Rates der Union der Israelitischen Gemeinden Italiens, teilte der Vorsitzende Dante Almansì den Anwesenden mit:

»Der Kriegszustand hat die Regierung veranlasst, Maßnahmen gegen die ausländischen jüdischen Flüchtlinge zu treffen. Sie sollen in einer Ortschaft in Süditalien zusammengefasst werden, und zwar in Tarsia (Provinz Cosenza). Dort werden sie auch nach Beendigung des Krieges bleiben müssen, um dann in die Länder verschickt zu werden, die sich zur Aufnahme bereit erklären sollten. Die Maßnahme erfolgt in zwei Phasen: erst werden Frauen und Männer getrennt in verschiedene Ortschaften des Königreichs verlegt, dann wird man sie in dem genannten definitiven Ort sammeln und die einzelnen Familien in eigens zu diesem Zweck errichteten Baracken zusammenführen. Auch Staatenlose, die ab 1919 nach Italien gekommen sind, werden als Ausländer eingestuft.«¹

Diese Mitteilung ist vielleicht das bedeutendste – wenn auch indirekte – Zeugnis der besonderen Rolle, die die italienische Regierung dem Konzentrationslager Ferramonti di Tarsia zugedacht hatte. Gerade an jenem Tag, dem 30. Mai 1940, hatte der Polizeichef den Auftrag zur Errichtung des Lagers an den faschistischen Unternehmer Eugenio Parrini vergeben.² Am 4. Juni 1940 erteilte dann die Gemeinde Tarsia die Genehmigung für den ersten Bauabschnitt auf dem Areal, das übrigens Parrini selbst gewählt hatte. So entstand das Lager Ferramonti, das – mit seiner Gesamtfläche von 16 Hektar und einer durchschnittlichen Besetzung von etwa 900 Internierten – eines der größten italienischen Internierungsorte des Zweiten Weltkriegs werden sollte.³

Den Namen Ferramonti übernahm das neue Lager, seine Bewachung im Inneren würde von der Polizei, nach außen aber von der Freiwilligen Miliz für Nationale Sicherheit übernommen, von dem Ortsteil, auf dem es nun in großer Eile errichtet wurde. Zeitzeugen schildern die Gegend einstimmig als eine Einöde: »ungesund, ohne Wasserversorgung, Wind und Sonne ausgesetzt«⁴. Die Generaldirektion des Gesundheitsministeriums hatte zu dem erwähnten Standort – das seit jeher von der Malaria verseucht war – eine überaus negative Stellungnahme abgegeben, und auch der Inspektor des Ministeriums, der im Mai 1942 zu einer Inaugenscheinnahme nach Ferramonti entsandt wurde, erklärte unverblümt: »Wenn es regnet, verwandelt sich das gesamte Lager in einen riesigen Morast; selbst im Zug habe ich sehr negative Äußerungen über die Gegend gehört, so dass ein Reisender sogar den Verdacht äußerte, sie sei mit Absicht gewählt worden, damit die Internierten erkranken und sterben...«.

Aber Parrini, der beste Beziehungen zu einflussreichen Regierungszirkeln unterhielt, konnte sich über sämtliche Einwände und Bedenken hinwegsetzen, und das Konzentrationslager konnte trotz allem am 20. Juni 1940 offiziell eröffnet werden.

Die von der italienischen Regierung gleich bei Kriegseintritt Italiens in die Wege geleitete Internierung von Zivilpersonen fiel, wie auch das *confino*, d.h. die Verbannung politischer Gegner, in den Zuständigkeitsbereich des Innenministeriums. Verfügt wurde die Internierung unter Bezugnahme sowohl auf die Kriegsgesetze (um die in Italien ansässigen Staatsangehörigen von Feindstaaten »unschädlich zu machen«)⁵ als auch auf die Vorschriften für die öffentliche Sicherheit (um Gegner des Regimes zu bekämpfen oder die Tätigkeit von Personen, die für die Dauer des Krieges aus irgendeinem Grund als »gefährlich« angesehen waren, zu unterbinden).⁶ Für die ausländischen Juden kamen die von der Regierung beschlossenen Maßnahmen – Internierung und Mobilisation der Zivilbevölkerung – zu den ab 1938 erlassenen Rassengesetzen, die ihnen Einreise und Aufenthalt in Italien verboten, hinzu.⁷ Unter anderem verfügte der Polizeichef am 15. Juni 1940 mit seiner Anordnung Nr. 443/45626 die Festnahme »ausländischer Juden, die jenen Staaten angehören, die Rassenpolitik betreiben«, sowie »aller Staatenlosen zwischen achtzehn und sechzig Jahren«. Für Männer war die Einlieferung in »Konzentrationslager, die derzeit eigens zu diesem Zweck bereitgestellt werden«, vorgesehen, während jüdische Frauen und Kinder sich innerhalb einer gewissen Frist bei einer bestimmten Präfektur zu melden hatten, wo man sie zur »freien Internierung« einweisen würde, d.h. zum Zwangsaufenthalt in kleinen Ortschaften im Inneren des Landes.⁸ Obwohl vom Regime als »von Hass gegen die totalitären Regimes erfüllte unerwünschte Elemente« hingestellt, waren die internierten »ausländischen Juden« keinen besonderen Misshandlungen ausgesetzt: ihre Lage ließe sich als eine milde Form von Haft bezeichnen. Selbst die jüdischen Verbände in Italien, die zuerst ziemlich besorgt waren, beruhigten sich nach einer Weile und fanden, die Internierung habe auch »einige nicht unerhebliche positive Aspekte«.⁹

Ferramonti-Tarsia war das größte italienische Konzentrationslager für »ausländische Juden« und Staatenlose. Innerhalb eines Monats nach der Eröffnung hatte es schon rund hundert »Gäste«: jüdische Männer, die vorwiegend in den großen Städten Norditaliens festgenommen worden waren. Im September gelangten mit einem Transport von 302 aus Bengasi deportierten Juden auch Frauen und Kinder nach Ferramonti, so dass die Zahl von 700 Häftlingen erreicht wurde. Einige Zeit danach wurde das Lager mit Stacheldraht umzäunt, und es begann allmählich die Züge einer geschlossenen, in vielen Dingen einem jüdischen Getto ähnelnden Gemeinschaft anzunehmen. Im November 1941 kamen auch nichtjüdische Internierte nach Ferramonti: vornehmlich Jugoslawen und Griechen, aber auch Chinesen und eine kleinere Gruppe Franzosen, sowie italienische Antifaschisten. Der jüdische Anteil unter den Lagerinsassen sollte aber nie die Schwelle von 75 % unterschreiten. Die höchste Besetzung wurde im August 1943 erreicht, als im Lager ganze 2016 Menschen, Juden und Nichtjuden, interniert waren.¹⁰

Am größten war der Zugang von Häftlingen in den Monaten Februar und März 1942, als 494 junge, größtenteils tschechische und slowakische Juden eingeliefert wurden, die von Bratislava aus versucht hatten, mit einem schrottreifen bulgarischen Donaudampfer, dem »Pentscho«, Palästina zu erreichen, und im Ägäischen Meer Schiffbruch erlitten hatten. Von den zahlreichen Einlieferungen von Einzelpersonen oder kleineren

Gruppen sei noch die Ankunft in Kalabrien von drei jungen polnischen Juden erwähnt, denen am 26. Oktober 1942 ein unglaublicher Fluchtversuch aus einem nationalsozialistischen Arbeitslager gelungen war.¹¹

Die Verhältnisse in den italienischen Konzentrationslagern waren sehr unterschiedlich. Die Richtlinien für die dem Innenministerium unterstehenden Lager (wie das von Ferramonti) waren im Dekret des Duce vom 4. September 1940 festgelegt¹² und waren den in der politischen Verbannung herrschenden Zuständen sehr ähnlich. In den ersten beiden Kriegsjahren konnte man sich mit dem Tagegeld, das die faschistische Regierung an mittellose Verbannte und Internierte auszahlte, noch eine leidliche Verpflegung besorgen, zumal auch in den Lagern – nach dem Muster des schon seit Ende der zwanziger Jahre in den Verbannungskolonien erprobten Systems – gemeinschaftliche Küchen errichtet wurden; die Deportierten konnten auf diese Weise eine Kontrolle über den Ankauf von Lebensmitteln ausüben und dabei beträchtlich sparen. Daran, dass die Internierten in Ferramonti ihrer Freiheit beraubt waren, ließen Stacheldraht, tägliche Appelle und Wachtürme, von denen die Miliz das Kommen und Gehen der Häftlinge überwachte, keinen Zweifel aufkommen. Und doch war die Haltung der Behörden – sowohl in Ferramonti wie auch in den anderen fünfzig, dem Ministerium für Innere Angelegenheiten unterstehenden italienischen Konzentrationslagern¹³ – eher tolerant, und hielt sich grundsätzlich an die Vorschriften der Genfer Konvention von 1929 über die Behandlung von Kriegsgefangenen. Weit schlimmer waren die Lebensverhältnisse der Angehörigen der Zivilbevölkerung, die nach der Besetzung und Aufteilung Jugoslawiens im April 1941 in den dort errichteten Lagern interniert wurden. Diese Lager unterstanden unmittelbar dem italienischen Heer, und die erwähnten Vorschriften fanden in ihnen keine Beachtung. Einige dieser Lager, in denen den elementarsten Grundsätzen des internationalen Rechts zum Trotz eine große Anzahl slowenischer, kroatischer und montenegrinischer Zivilisten eingepfercht war, hatten grauererregende Zustände und enorme Sterblichkeitsraten zu verzeichnen.¹⁴

Nur einzelne Fälle von Gewalttätigkeit sind in Ferramonti bezeugt, wobei es sich grundsätzlich um Handgreiflichkeiten der Miliz gegen Häftlinge handelte. An Erkrankungen verschiedener Art starben in den drei Jahren, in denen das Lager bestand, 37 Internierte. Was die interne Organisation des Lagers betrifft, so wurden von den Internierten selber außer den gemeinschaftlichen Küchen noch weitere »gemeinnützige« Einrichtungen geschaffen, die von der Direktion stillschweigend anerkannt wurden, und das Leben in der Haft erträglicher machten. Trotzdem stellten sich ab der zweiten Jahreshälfte 1942 Versorgungsschwierigkeiten und dadurch Lebensmittelknappheit ein, so dass sich die Verhältnisse zunehmend verschlechterten. Im Winter herrschte dann der Hunger, und in den durch Unterernährung geschwächten Körpern konnte die Malaria umso leichter wüten. Auch neue Krankheiten traten auf. Vom Krieg direkt betroffen wurde das Lager am 27. August 1943, als einige alliierte Flugzeuge, in der irrümlichen Annahme, es handle sich hier um eine Militärbasis, eine der Baracken beschossen und dabei den Tod von vier Internierten verursachten und weitere elf verletzten. Am 14. September 1943 erreichte eine Vorhut der 8. Britischen Armee Ferramonti, das so zum ersten von den Alliierten in Europa befreiten Konzentrationslager wurde. Die in Ferramonti internierten Juden (die das Innenministerium noch zwei Monate vorher in die Provinz Bozen überführen wollte) wurden auf diese Weise vor der stets drohenden Deportation in ein nationalsozialistisches Lager gerettet.

Teilansicht des Lagers
Ferramonti, 1942



Die von der Fondazione
Ferramonti am
12. September 1998,
zum 55. Jahrestag der
Auflösung des
faschistischen Lagers
in Rab (Kroatien),
dem dortigen Friedhof
gestiftete dreisprachige
(Slowenisch,
Italienisch, Kroatisch)
Tafel



Schulkinder zu Besuch
im ehemaligen Lager
Ferramonti anlässlich
einer Gedenkfeier am
25. April 1999



Parallel zur Auflösung des faschistischen Lagers wurde vom Tag der Befreiung an ein unter alliierte Kontrolle gestelltes Lager für Displaced Persons ins Leben gerufen. Einige Monate lang war es faktisch eine der zahlenmäßig größten und lebhaftesten jüdischen Gemeinschaften im befreiten Italien, von der immer häufiger Abreisen und Überführungen nach Cosenza und Bari, nach Palästina und in die Vereinigten Staaten stattfanden.¹⁵ Für die Juden war jedoch die Möglichkeit, das ehemalige kalabresische Konzentrationslager endgültig zu verlassen, an den Verlauf der Kriegsgeschehnisse in Europa gebunden: im Mai 1945 lebten in Ferramonti noch 200 Personen; erst im Dezember desselben Jahres wurde auch dieses »Zweite Lager« endgültig aufgelöst.¹⁶

Eine »Nationale Frage«

Soweit, in wenigen Worten skizziert, die Geschichte Ferramonti-Tarsias, des größten »jüdischen Lagers« Italiens, Station und Ort der Absonderung für Tausende von Juden sowie für andere ausländische Zivilinternierte, die es während des Faschismus nach Italien verschlagen hatte oder die nach Italien verschleppt worden waren. Mehr oder weniger intakt hatten seine Baracken bis in die sechziger Jahre überlebt, wurden dann aber größtenteils abgerissen, um der Autobahn »Salerno-Reggio Calabria« Platz zu machen. Die Entscheidung, die Autobahn gerade durch das Areal des ehemaligen Konzentrationslagers verlaufen zu lassen, ist bezeichnend für das totale Desinteresse an einem historisch dermaßen bedeutenden Ort: keine Stimme erhob sich, um die Zerstörung zu verhindern, wohl weil dieser fast beiläufige Rollenwechsel (ein starkes Entwicklungssymbol – die *Autobahn* – anstelle eines unnützen Relikts des Krieges, des *Konzentrationslagers*) in Zeiten, in denen »Wiederaufbau« das höchste Gebot war, eine Selbstverständlichkeit schien.

Und nicht nur der geographische Standort, auch die historischen Vorgänge um Ferramonti – die doch für die Lage des ausländischen Judentums im faschistischen Italien emblematische Bedeutung einnehmen – waren fast in Vergessenheit geraten. Obwohl die Erinnerung an das Lager unter den älteren Bewohnern der Ortschaft und unter den ehemaligen Internierten noch durchaus lebendig war, so wurde sie doch zunehmend schwächer, so dass sie aus der kollektiven Erinnerung selbst der Kalabreser fast verschwand: bis in die erste Hälfte der achtziger Jahre hinein war das Lager in keiner noch so seriösen Studie zur Gegenwartsgeschichte der Region auch nur mit einem Wort erwähnt. Mehr noch als von Baggern und Baustellen war Ferramonti von der Vergessenheit »zerstört« worden.¹⁷

Die Verdrängung der faschistischen Internierung und Deportation kann jedoch nicht einfach als eine »süditalienische Frage« abgetan werden. Es ist vielmehr eine »nationale« Frage, d.h. ein Problem, das über den »kalabresischen Sonderfall« Ferramonti und auch über Süditalien hinausgeht, sind doch bei dem allgemeinen Desinteresse fast aller Protagonisten der italienischen Gesellschaft nach und nach Spuren und Geschichte praktisch aller faschistischen Lager verschwunden. In Nord- und Mittelitalien hat sich dieser Prozess – wenn überhaupt möglich – noch gründlicher vollzogen. Man denke an die Lager von Gonars (Udine), Renicci-Anghiari (Arezzo), Cairo Montenotte (Savona), Frascette-Alatri (Frosinone), um nur die wichtigsten zu erwähnen, deren Bauten man hat verwahrlosen lassen, soweit man sie nicht vorsätz-

lich zerstört hat, und deren Geschichte nur in seltenen Fällen Gegenstand wissenschaftlicher Studien gewesen ist.¹⁸

Dabei kommt mir immer wieder ein nahezu groteskes Ereignis in den Sinn, das sich 1965 in Treviso zugetragen hat, und das diesen peinlichen Zustand exemplarisch darstellt. Als eine Delegation Veteranen aus Slowenien anreiste, um die Gräber von 187 Mitbürgern zu ehren, die in dem zu Kriegszeiten in Stadtnähe errichteten Konzentrationslager ums Leben gekommen waren, waren weder Behörden noch leitende Persönlichkeiten der Politik und der Kultur in Treviso in der Lage, ihr auch nur den Ort der Bestattung zu zeigen. Nicht minder bezeichnend ist ein anderer Vorfall, der sich fünfundzwanzig Jahre später ereignete. Anlässlich eines Besuchs in Deutschland behauptete der damalige Präsident der Republik Italien in aller Ruhe: »Wir Italiener haben das Grauen der Konzentrationslager nicht gekannt...«¹⁹. Es mag sein, dass sich unser Staatsoberhaupt damit auf die Vernichtungslager beziehen wollte, aber selbst in diesem Fall hätte seine Erklärung etwas vorsichtiger formuliert sein sollen. Waren die von Italienern 1930 bis 1933 in Lybien errichteten Lager, in denen mindestens 50 000, von General Rodolfo Graziani deportierte Zivilpersonen den Tod fanden, letztlich nicht auch Vernichtungslager? Oder die von General Roatta auf der (heute zur Republik Kroatien gehörenden) Insel Arbe geschaffenen Lager, in denen nicht weniger als 1 200 slowenische und kroatische Zivildeportierte ums Leben kamen?

An einigen wenigen, aus dem heutigen Italien aufgegriffenen Beispielen lässt sich wohl veranschaulichen, wie viel noch zu tun ist, um die Erinnerung an die faschistische Deportation wiederherzustellen, damit sie kulturelles Erbe der jüngeren Generationen wird. Den wenigen »etablierten« Orten der Erinnerung steht eine weit größere Anzahl von »Orten des Vergessens« und der Geschichtsverdrängung gegenüber. Auf der Insel Lipari (Provinz Messina) – die Gefangeneninsel, von der aus Carlo Rosselli, Emilio Lussu und Francesco Fausto Nitti 1929 ihre sensationelle Flucht gelang – hat seit den achtziger Jahren in dem Gebäude, in dem sich die Schlafsäle der Verbannten befanden, das »Museo Archeologico Regionale Eoliano« (Regionales Archäologisches Museum der Äolischen Inseln) seinen Sitz. Keine Gedenktafel erinnert dort an die vielen italienischen politisch Verfolgten, die eine Zeit lang hinter jenen Mauern verbringen mussten. In Alatri (Frosinone) wird jetzt ein Teil der alten Gebäude des riesigen ehemaligen Konzentrationslagers von Fraschette zu einer Herberge für Pilger des Heiligen Jahres umgebaut. Das Schild, das am Eingang Auskunft über die Bauarbeiten gibt, erwähnt mit keinem Wort die Tausende von jugoslawischen Frauen und Kinder, die hier deportiert wurden, erinnert aber daran, dass hier in der Nachkriegszeit dalmatische und istrische Flüchtlinge aufgenommen wurden. Ein weiteres Beispiel dieser einzigartigen Mischung von Verdrängung und Erinnerung ist, wieder einmal in Mittelitalien, die Gedenktafel an der Mauer des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers in Servigliano Marche (Ascoli Piceno), das eine Zeit lang von der Repubblica Sociale Italiana als Sammellager für Juden verwendet wurde, denen die Deportation in die nationalsozialistischen Lager bevorstand. Die Gedenktafel erinnert an die 3 000 alliierten Gefangenen, die nach dem 8. September 1943 die Flucht ergriffen und die »dem italienischen Volk stets für seine prompte und mutige Hilfsbereitschaft dankbar sein werden«, ignoriert aber vollkommen die 31 Juden, die von der faschistischen Miliz (d.h. von demselben »italienischen Volk«) in einer Razzia festgenommen und von ebendiesem Ort am 4. Mai 1944 nach Fossoli und von dort nach Auschwitz deportiert

wurden.²⁰ In Umbrien haben die Gebäude des ehemaligen Schießplatzes von Colfiorito bei Perugia, die ab August 1939 als Sammelstelle für italienische und ausländische Deportierte dienten, das schwere Erdbeben von 1997 heil überstanden, laufen aber jetzt allen Ernstes Gefahr, abgerissen zu werden, da im Zuge der »Funktionalisierung« des Areals die Errichtung einiger kommunaler Bauten und eines Einkaufszentrums geplant ist. In Gonars (Udine) sind die beiden Konzentrationslager, die sich am Rande der Ortschaft befanden, dem Erdboden gleichgemacht worden: was bleibt, ist eine große Grünfläche auf einer Seite der Landstraße Palmanova-Codroipo. Kein Hinweisschild oder Inschrift erinnert an die Lager. Zwar zeigen einige Wegweiser (mit der ziemlich vagen Aufschrift »Interniertenfriedhof«) die Richtung zu dem 1973 neben dem Stadtfriedhof errichteten jugoslawischen Memorial. Aber sowohl in Italien als auch in dem Städtchen selbst weiß immer noch kaum jemand, wer die in Gonars begraben 453 »Internierten« tatsächlich waren, woher sie kamen, und von wem sie deportiert wurden.²¹

Ursachen der Verdrängung

Eine so gründliche und weitverbreitete Verdrängung muss logischerweise mehrere Ursachen haben, von denen einige spezifisch an das Thema der Deportation gebunden sind, andere dagegen auf die weit brisantere – und immer noch nicht völlig geklärte – Frage der mangelnden Bewältigung der faschistischen und kolonialen Vergangenheit Italiens zurückzuführen sind. Zu den ersteren gehört ohne weiteres ein Prozess, der sich nicht nur in Italien vollzogen hat: die »Relativierung« der Internierungen, die auch in anderen kriegsteilnehmenden Staaten stattfand, im Vergleich zum nationalsozialistischen Lagersystem. Die Tragik von Auschwitz und die damit verbundenen Emotionen haben »häufig Wahrnehmungen und Urteilskriterien beeinflusst, und jenen symbolträchtigen Ort zum einzigen und absoluten Maßstab erhoben«²². Dies hatte unter anderem zur Folge, dass – obwohl die Regierungen Jugoslawiens und anderer, von Italien angegriffener und besetzter Staaten bei den Vereinigten Nationen Listen von Kriegsverbrechen eingereicht haben, in denen sehr wohl auch von »Internierung unter unmenschlichen Bedingungen« die Rede ist – sich doch kaum jemand die Mühe gemacht hat, die von den Italienern durchgeführten Deportationen von Angehörigen der Zivilbevölkerung auf ihre Spezifität hin zu untersuchen. Die meisten mögen es wohl als überflüssig erachtet haben, angesichts des unvergleichbaren Unikums, sich mit »banalen« italienischen Konzentrationslagern zu befassen, als gäbe es – um Pierre Martens zu zitieren – ein *Guinness Buch der Rekorde* oder eine *Hit-Parade* der Verantwortung, so dass diejenigen, die geringere Gräueltaten begangen haben, Straffreiheit oder Freispruch für sich beanspruchen können.²³

Weitere Ursachen waren zweifelsohne das alte, abgegriffene Klischee der »italienischen Güte« und die neue politisch-strategische Stellung Italiens in der Nachkriegszeit, die zur Folge hatte, dass die Untersuchungsausschüsse zur Ermittlung der von Italienern begangenen Kriegsverbrechen bald wieder abgeschafft wurden. Nicht vergessen werden darf aber auch die Verantwortung der italienischen Geschichtsschreibung, die allzu lange unkritisch eine Darstellung des Zweiten Weltkriegs hingenommen hat, in der die Resistenza als militärisches und politisches Phänomen eine

überragende Stellung innehatte, die sämtliche anderen Kriegsgeschehnisse, einschließlich der Deportation und der Shoah, in den Schatten stellte. Indem sie lange Zeit über die von Italien in den Kolonialkriegen, während der Judenverfolgung und nach dem Angriff auf andere Staaten begangenen Verbrechen hinweggesehen hat, hat diese Historiographie zweifellos dazu beigetragen, dass sich in unserem Land eine, gelinde gesagt, lückenhafte öffentliche Erinnerung behaupten konnte, aus deren Sicht nur von Nationalsozialisten durchgeführte Deportationen überhaupt »möglich« waren. Dieser Anomalie sind sich all diejenigen, die sich in der Nachkriegszeit engagiert haben, um die Erinnerung an die italienischen Konzentrationslager wachzuhalten, wohl bewusst.

»Die Leute sind erstaunt, wenn sie erfahren, dass es in der Valtiberina ein Konzentrationslager gegeben hat«, erklärte 1992 der Direktor des kleinen Museums des Widerstandes in Sansepolcro, der sich seit 1977 um die Erhaltung der Erinnerung an das nahe Konzentrationslager in Renicci bei Arezzo bemüht.²⁴ Erstaunen und Überraschung kennzeichnen auch die Reaktion derjenigen, die urplötzlich »die Entdeckung machen«, es habe im Zweiten Weltkrieg auch »italienische« Deportationen gegeben: allzu stark steht diese Vorstellung im Kontrast zu eingefahrenen, auf seit langem etablierten kulturellen Klischees basierenden Denkweisen. Gewiss, der Aufbau einer tatsächlich offenen und demokratischen nationalen Identität kann nicht Aufgabe der Historiker alleine sein, aber es lässt sich nicht leugnen, dass sie, wie Claudio Pavone hervorgehoben hat, »zu diesem Unterfangen beitragen können, indem sie den neuen Erkenntnissen, zu denen das kollektive Bewusstsein nach und nach gelangt, frisches Material zur Verfügung stellen«²⁴. Verdrängung und »schwarze Löcher« hat es auch in der Schule (und selbst an der Universität) gegeben: wird zum Beispiel an jeder amerikanischen höheren Schule im Geschichtsunterricht die Internierung der in den Vereinigten Staaten lebenden Japaner nach dem Angriff auf Pearl Harbor besprochen, so waren in Italien jahrzehntelang die Namen der unmenschlichsten italienischen Konzentrationslager selbst Studenten der Gegenwartsgeschichte kein Begriff. Es ist ja auch nicht allzu viele Jahre her, dass – unter enormen Schwierigkeiten – das 20. Jahrhundert überhaupt erst Bestandteil des Geschichtsunterrichts an italienischen Schulen geworden ist.

Anders als in Deutschland, wo mit der Beteiligung breiter gesellschaftlicher Schichten eine tiefgreifende Aufarbeitung der Schuld des Nationalsozialismus stattgefunden hat, wurde in Italien die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nur sehr begrenzt in Angriff genommen. Auch durch das beharrliche Betonen, wie tief die Resistenza in der Gesellschaft verwurzelt gewesen sei, »wurde letzten Endes die Vorstellung eines einmütig antinazistischen Volks, eines dadurch in seiner Gesamtheit rehabilitierten Volks untermauert. Ein grundsätzlich unschuldiges Volk, wenn nicht gar ein Opfer«²⁵. Der Befreiungskrieg wurde so zum »nützlichen Alibi für alle, mit dem sich jegliche Verstrickung mit dem Faschismus, dem Kolonialismus, den Rassengesetzen, der Judenverfolgung, kurzum mit jeglicher Schuld leugnen lässt. Dass die Alliierten ein Interesse daran hatten, Italien nicht als schuldig dastehen zu lassen, hat seinen Teil zum allgemeinen Verdrängungsprozess beigetragen; die Bestrebungen und Gebote des »Wiederaufbaus« haben den Rest dazu gegeben.«²⁶ Nicht einmal der Protestbewegung von 1968 ist es in Italien gelungen, wirklich bedeutende Verbindungen zu jenen Jahren und jener Schuld herzustellen. Erst mit den achtziger Jahren hat sich

einiges in den kollektiven Wahrnehmungen, den kulturellen Bezügen, den Interpretationsmustern geändert.²⁷ Bei den Forschern und Wissenschaftlern der jüngeren Generationen macht sich diese veränderte Einstellung in dem ungewohnten Maß an Aufmerksamkeit und Sensibilität bemerkbar, das sie den Fragen der Rassen- und Verfolgungspolitik und im allgemeinen der italienischen Beteiligung an den Geschehnissen vor und während des Zweiten Weltkriegs entgegenbringen.²⁸

Die Erfahrung der Stiftung Ferramonti

In diesem Klima ist 1988, am Ort und mit dem Namen des ehemaligen faschistischen Konzentrationslagers, die Stiftung Ferramonti entstanden, deren Hauptanliegen eben die Auseinandersetzung mit dem Thema Erinnerung und Geschichte ist.²⁹ Obwohl die Stiftung eine starke lokale Verwurzelung aufweist und in der Bewahrung eines einmaligen historischen Standorts engagiert ist, weicht der von ihr begangene Weg doch sehr von den allgemeinen Gepflogenheiten der in Süditalien tätigen kulturellen Einrichtungen ab. Ihre Aktivitäten gehen über die lokalen Gegebenheiten hinaus, sie hat sich viel mehr auf nationaler und internationaler Ebene hervorgetan als ein bahnbrechendes Zentrum für geschichtswissenschaftliche und soziologische Aufarbeitung und für die Sensibilisierung der öffentlichen Meinung zur Problematik der italienischen, d.h. der faschistischen Internierung und Deportation zwischen 1940 und 1943. Allen Schwierigkeiten zum Trotz (die nicht zuletzt daher kommen, dass man sich in ein bisher unerforschtes Territorium gewagt hat) haben diese Tätigkeit der Stiftung Ferramonti und diese von ihr befolgte Kulturpolitik durchaus interessante Ergebnisse hervorgebracht.³⁰ Ich denke dabei zum Beispiel an das Engagement zur Erhaltung der Standorte und der Bausubstanz italienischer Konzentrationslager, aber auch an den einmaligen, mit zahlreichen ehemaligen Internierten aus italienischen Konzentrationslagern angebahnten »Dialog«, oder an die »positive« Rekonstruktion der einzigartigen Erfahrung der Internierung, wobei das Positive in dem Bestreben liegt, der Erinnerung einen Halt zu geben und ihrer Vermittlung Vorschub zu leisten, indem man Zusammenhänge mit der Gegenwart herstellt und sie auf diese Weise in die tägliche Erfahrung des Empfängers einbindet. Und ich denke daran, wie die Stiftung es verstanden hat, das große zivile und pädagogische Potenzial des Standorts Ferramonti zur Geltung zu bringen, und es zu einer Stätte dynamischer Initiativen, konkreter Vorschläge, internationaler Begegnungen und internationalen Austauschs zu machen.³¹

Das Engagement für die Erhaltung der Standorte und der Erinnerung an die italienischen Konzentrationslager ist Bestandteil einer weit größeren Initiative der Stiftung Ferramonti, die darauf abzielt, ein Netz von »Orten des Erinnerns« aufzubauen. Grundpfeiler dieses Projekts ist der Plan, die wichtigsten Orte der italienischen Deportation (so wie auch andere Standorte in Italien, die an besondere Ereignisse faschistischer und nationalsozialistischer Gewalt erinnern) miteinander zu verbinden und sie in einen gesamtitalienischen und europäischen Kontext einzugliedern. Ausgangspunkt dieses Projekts sollen die schon bestehenden historischen Museen und kulturellen Einrichtungen (wie Stiftungen, Friedensschulen, Dokumentationszentren usw.) sein.³²

Die Stiftung hat ihre Aufmerksamkeit auch Wegweisern, Aufschriften und Tafeln gewidmet, die eine besonders wichtige »Quelle der Erinnerung« darstellen, weil sie

einerseits direkt für den Unterricht »verwendbar« sind, andererseits die Gestaltung der öffentlichen Erinnerung in entscheidendem Maße beeinflussen. Äußerst emblematisch war in diesem Sinn eine von der Stiftung Ferramonti in Kroatien getätigte Geste. Am 12. September 1998, dem 55. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Arbe, ließ die Stiftung eine große Marmortafel im Lagerfriedhof anbringen: seitdem »gedenkt« zum ersten Mal eine italienische Institution der ausländischen Deportierten, die dort durch das faschistische Italien gelitten haben und ums Leben gekommen sind. Die zündende Wirkung und die enorme, sowohl nationale als auch internationale Resonanz der Initiative bezeugen, dass der Kampf um das Erhalten der Erinnerung nur dann effektiv eine Wirkung erzielen kann, wenn er an eine klare Übernahme der Verantwortungen geknüpft ist. Die im Lager von Arbe errichtete Gedenktafel soll daran erinnern, dass »wir Italiener« nicht nur diejenigen sind, die den Faschismus bekämpft haben, sondern auch diejenigen, die andere Staaten angegriffen und deren Bürger deportiert haben.³³

Bedenklich stimmt ein den Standort Ferramonti selbst betreffendes Ereignis. Obwohl die Stiftung schon in unzähligen, an die Behörden und an die »zivile Gesellschaft« gerichteten Stellungnahmen zu der Bewahrung des Standorts Alarm geschlagen hatte, ist es am 22. Februar 1998 doch zu einer weiteren schwerwiegenden Beschädigung gekommen, zu der Zerstörung eines der letzten noch erhaltenen Bauwerke. In diesem Zusammenhang muss man sich aber vor Augen halten, dass Gebäude und Baracken der faschistischen Konzentrationslager keinen wie auch immer gearteten juristischen Schutz und keine gesellschaftliche Anerkennung genießen, und daher vandalischen Zerstörungen und widerrechtlichen Handlungen preisgegeben sind, z.B. der Aneignung dieser – staatlichen – Grundstücke und Bauten zur privaten Nutzung. Diese Missstände (die dann oft auf typisch italienische Art behoben werden, durch mehr oder weniger gesetzliche Ablösen, Amnestien oder Ähnliches) haben nicht nur das Vergessen, sondern auch die physische Vernichtung der Orte der Erinnerung gefördert. Dazu beigetragen haben auch die zahlreichen »gesetzmäßigen« Zerstörungen, für die sich bei bestem Willen keine Rechtfertigung finden lässt.

Geradezu skandalös ist das, was sich Anfang der achtziger Jahre in Ventotene zgetragen hat. Im großen Lager auf dieser kleinen pontinischen Insel (wo zwischen 1941 und 1942 die bereits erwähnten politischen Verbannten Eugenio Colorni, Ernesto Rossi und Altiero Spinelli in ihrem berühmten *Manifesto* die Grundlagen für das *Movimento Federalista Europeo* entwarfen), haben die führenden Männer des Antifaschismus die Jahre ihrer Verbannung verbracht, so dass man es als repräsentativ für die gesamte italienische politische Deportation ansehen kann. Dieser symbolträchtige Ort wurde in ganz »normaler« und »gesetzmäßiger« Weise abgerissen, als sei es irgendeine baufällige Werkhalle; der Protest der Partisanen- und Antifaschistenverbände verhallte ungehört inmitten der fast allgemeinen Gleichgültigkeit der öffentlichen Meinung.

Ich möchte hier einige sehr treffende Überlegungen aus dem Schreiben zitieren, das Gian Domenico Cova, im Namen der *Associazione Terre, Memoria e Pace*, gleich nach dem Abriss der Baracke im Februar 1998 an die Stiftung Ferramonti gerichtet hat: »Steht man zuerst ungläubig da, so stellt sich doch bald die Überzeugung ein, dass Ereignisse dieser Art durchaus nichts Unglaubliches sind, sondern genau den Zustand der Missachtung und Vernachlässigung widerspiegeln, der in unserem Land – und nicht nur hier – in der »Politik der Erinnerung« herrscht. Es müsste ja auch einleuchten,



Von der Fondazione Ferramonti am 15. Oktober 2000 auf der Gefangeneninsel Lipari veranstaltete Gedenkfeier. In der Mitte der Sohn von Carlo Rosselli

Alle Fotos aus dem Archiv von Carlo Spartaco Capogreco

dass diese Fürsorge nicht Sache eines einzelnen Landes sein kann, und auch nicht sein darf. Nur in einem europäischen Rahmen (und zunehmend auch mit internationalen Beiträgen) lassen sich angemessene Kriterien festlegen und ausreichende Mittel finden, um die Gestaltung aller mit dem Lagersystem und mit der Vernichtungsmaschinerie von Nationalsozialisten und Faschisten verbundenen Standorte festzulegen. Diese Gestaltung muss dauerhaft sein, sich der größtmöglichen Beteiligung durch die zivile Gesellschaft und die Politik zugänglich zeigen, klar im Kontext des betreffenden Territoriums eingebunden sein, dabei sämtlichen Widersprüchen, denen diese ausgesetzt sind, Rechnung tragen. Da heißt es, eine neue Art von Denkmalschutz speziell für Güter von beachtlicher pädagogischer Bedeutung zu konzipieren und in die Praxis umzusetzen.«

Nach einem langen Kampf für die Bewahrung des Lagergeländes konnte die Stiftung Ferramonti erst im August 1999 durchsetzen, dass das Areal unter Denkmalschutz im Sinne von Gesetz Nr. 1089/39 gestellt werde. Dass es länger als ein Jahrzehnt gedauert und zweier parlamentarischer Anfragen bedurft hat, bis eine Regelung erlassen wurde, die für einen solchen Standort eine Routineangelegenheit sein müsste, ist schon ein klares Anzeichen für die Schwierigkeiten, gegen die noch heute noch all diejenigen, die sich in Italien mit der Erinnerung befassen, anzukämpfen haben. Und doch ist diese Regelung, mit der selbstverständlich die mit der Sicherheit des Standorts verbundenen Probleme nicht ein für allemal gelöst sind³⁴, als eine wichtige Entscheidung, sogar als ein Ereignis von »nationaler Bedeutung« anzusehen. Vor allem wenn man bedenkt, dass mit dieser Verordnung Ferramonti zum einzigen italienischen, d.h. faschistischen Konzentrationslager geworden ist, das unter Denkmalschutz steht und in gewissem Sinn vom italienischen Staat »anerkannt« ist.³⁵

Andererseits kann die Bewahrung der »Orte der Erinnerung« nicht einfach dem Kultusministerium oder der Polizei überlassen werden. »Historisches und kulturelles Erbe und Umweltschutz müssen auf einem klaren Konzept basieren« – schrieb Cova weiter –, »will man, dass der Denkmalschutz für die Erhaltung der einzelnen Standorte von der Bevölkerung nicht mehr als ein niederzureißendes Hindernis (in diesem Sinn

Übersetzung
aus dem italienischen:
Loredana M. Melissari

Dr. Carlo Spartaco
Capogreco, von Beruf
Arzt, hat sich seit
Jahrzehnten um die
Aufarbeitung der
Deportation aus Italien
und insbesondere um
die Errichtung einer
Gedenkstätte in
Ferramonti bemüht,
zu deren Unter-
stützung er eine
internationale Stiftung
gegründet hat.

stellt das Geschehene in Ferramonti eine symbolträchtige Geste dar), sondern als Fundament und Voraussetzung für ihr eigenes gemeinschaftliches Leben angesehen sei. Dies alles muss natürlich durch eine angemessene Gesetzgebung untermauert wird: die in verschiedenen Verordnungen verstreuten Paragraphen und/oder nicht beachteten Vorschriften sind zu einem Gesamttext zusammenzufassen, neue Regelungen müssen eingeführt werden, damit ein von klaren und eindeutigen Grundsätzen gekennzeichnet, rasch in die Praxis umzusetzender gesetzlicher Rahmen geschaffen wird. So verstanden kann aus dem Denkmalschutz eine positive Chance für den betreffenden Ort erwachsen, auch durch das Angebot neuer Arbeitsplätze und einer ständigen Weiterbildung des Personals nach gemeinsamen europäischen Maßstäben. Diese gemeinsamen Maßstäbe sollen logischerweise auch die Gesamtgestaltung der Standorte selbst betreffen, und das Personal wird sich nach und nach in verschiedenen Standorten und Ländern ausbilden, so dass es seinen Dienst in jedem dieser Standorte verrichten kann: von Drancy bis Babi Yar, von Vilna bis Ferramonti.«

Anmerkungen

- 1 M. Sarfatti, *Gli ebrei negli anni del fascismo*, Annali della Storia d'Italia, XI (*Gli ebrei in Italia*, hrsg. von C. Vivanti), Band II (Dall'emancipazione a oggi), Einaudi, Torino 1997, S. 1698
- 2 Vgl. Archivio Centrale dello Stato, Roma, Ministero dell'Interno, Direzione Generale della Pubblica Sicurezza, Affari generali e riservati, Cat. Massime M4, b. 121, f. 16, sf. 2
- 3 Vgl. Anm. 13 betreffend die Liste der Lager
- 4 Massimo Leone, *Le organizzazioni di soccorso ebraiche in età fascista*, Carucci, Rom 1983, S. 210–211
- 5 Vgl. Königliches Dekret Nr. 1415 vom 8. Juli 1938 und Nr. 566 vom 10. Juni 1940
- 6 Vgl. Königliches Dekret Nr. 773 vom 18. Juni 1939 und Nr. 2370 vom 17. September 1940
- 7 Vgl. insbesondere das Dekret Nr. 1381 vom 7. September 1938 (Maßnahmen betreffend die ausländischen Juden) und Nr. 1728 vom 17. November 1938 (Maßnahmen zum Schutz der italienischen Rasse)
- 8 Am ausführlichsten zu diesem Thema s. K. Voigt, *Zuflucht auf Widerruf. Exil in Italien 1933–1945*, Klett-Cotta, Stuttgart 1989 und 1993. Laut Voigt waren etwa 3 800 »ausländische Juden« (so wurden von der faschistischen Regierung die Juden aus Ländern bezeichnet, die offiziell eine antisemitische und rassistische Politik betrieben) von der Internierung betroffen. Vgl. auch Sarfatti, *Gli ebrei negli anni del fascismo*, S. 1696–1700
- 9 Für ein Gesamtbild der Beziehungen zwischen jüdischen Bevölkerung und faschistischer Regierung vgl. R. De Felice, *Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo*, Einaudi, Torino 1984, S. 344–433; M. Michaelis, *Mussolini e la questione ebraica. Le relazioni italo-tedesche e la politica razziale in Italia*, Edizioni di Comunità, Milano 1982, S. 227–280 (Originalausgabe: *Mussolini and the Jews. German-Italian Relations and the Jewish Question in Italy 1922–1945*, Oxford 1978)
- 10 Vgl. C. S. Capogreco, *Ferramonti. La vita e gli uomini del più grande campo d'internamento fascista (1940–1945)*, La Giuntina, Florenz 1987, passim
- 11 Vgl. J. Bierman, *Odyssey. The Last Great Escape from Nazi-dominated Europe*, Simon and Schuster, New York 1984; K. Voigt, *Zuflucht auf Widerruf. Exil in Italien 1933–1945*, II, S. 28–29; Capogreco, *Ferramonti. La vita e gli uomini del più grande campo d'internamento fascista (1940–1945)*, S. 99–108
- 12 In der »Gazzetta Ufficiale del Regno d'Italia« (Gesetzblatt des Königreichs Italien) Nr. 239 vom 11. Oktober 1940 veröffentlicht
- 13 Eine vollständige Liste der Lager befindet sich in C. S. Capogreco, *L'internamento degli ebrei stranieri ed apolidi dal 1940 al 1943: il caso di Ferramonti-Tarsia*, in: *Italia Judaica. Gli ebrei nell'Italia unita 1870–1945*, Ministero per i Beni Culturali e Ambientali, Rom 1993, S. 563
- 14 Vgl. I. Kovacic, *Kampor 1942–1943*, Adamic, Rijeka 1998, S. 167–243; C. S. Capogreco, *Per una storia dell'internamento civile nell'Italia fascista (1940–1943)*, in: *Italia 1939–1945. Storia e memoria*, hrsg. von A. L. Carloti, Vita e Pensiero, Milano 1996, S. 51 Anm. 12 (Verzeichnis der dem italienischen Heer unterstehenden Lager auf S. 578)
- 15 Vgl. Voigt, *Zuflucht auf Widerruf. Exil in Italien 1933–1945*, II, S. 547–556; R. Gruber, *Haven. The Unknown Story of 1000 World War II Refugees*, Signet, New York 1983
- 16 Vgl. C. Lopinot, *Diario 1941–1944*, in: *Ferramonti: un Lager nel Sud*, hrsg. von F. Volpe, Orizzonti Meridionali, Cosenza 1990, S. 204–205, und F. Del Canuto, *La ripresa delle attività sionistiche e delle organizzazioni ebraiche alla Liberazione (1944–1945)*, in: »Rassegna Mensile di Israele«, Januar–Juni 1981, S. 216–218

- 17 Bezeichnend ist der Umstand, dass in dem grundlegenden, 1982 bei Laterza erschienenen Werk von Gaetano Cingari *Storia della Calabria dall'unità a oggi*, das Stichwort *Ferramonti* im Ortsregister überhaupt nicht vorkam.
- 18 Die ersten Studien über die faschistische Internierung haben sich, außer mit Kalabrien, auch mit den Abruzzen (Italia Jacoponi), der Emilia Romagna (Marco Minardi), und Apulien (Francesco Terzulli) beschäftigt: vgl. M. Sarfatti, *L'internamento nei campi degli ebrei italiani antifascisti e degli ebrei stranieri (1940–1943). Rassegna bibliografica e spunti di ricerca*, in: *Ferramonti: un Lager nel Sud*, S. 37–65
- 19 Erklärung des Präsidenten Francesco Cossiga anlässlich eines Staatsbesuchs in Deutschland im Dezember 1990
- 20 In der Provinz Ascoli Piceno gab es Razzien und Internierungen von Juden schon im Oktober 1943, d.h. als man in der restlichen Repubblica Sociale Italiana diese Maßnahme, die zur Deportation führen sollte, noch nicht ergriffen hatte.
- 21 Die vom Bildhauer Miodrag Zivkovic gestaltete und im Dezember 1973 eröffnete Gedenkstätte in Gonars wurde von der jugoslawischen Regierung im Rahmen des mit Italien abgeschlossenen Friedensabkommens errichtet.
- 22 M. Sarfatti, *Il volume »1938. Le leggi contro gli ebrei« e alcune considerazioni sulla normativa persecutoria*, in: *La legislazione antiebraica in Italia e in Europa*, Camera dei Deputati, Rom 1989, S. 53–54
- 23 P. Martens, *L'imprescriptibilité des crimes contre l'humanité dans les travaux du Conseil de l'Europe et dans la convention de l'Onu*, in: *Le procès de Nuremberg. Conséquences et actualisation*, Edition Bruylant, Bruxelles 1988, S. 87
- 24 Erklärung von Odilio Goretti in C. S. Capogreco, *Renicci. Un campo di concentramento in riva al Tevere (1942–43)*, Fondazione Ferramonti, Cosenza 1998, S. 74. Die Worte »Die Leute sind erstaunt« wurden als Titel für das von der Stiftung Ferramonti veranstaltete 10. Meeting »Storia Memoria Identità« (Geschichte, Erinnerung, Identität, Cosenza-Tarsia 24.–25. April 1998) verwendet.
- 25 A. Bravo, *Gli scritti di memoria della deportazione dall'Italia (1944–1993). I significati e l'accoglienza*, in *Storia e memoria della deportazione, modelli di ricerca e di comunicazione in Italia e in Francia*, Sammelband der Beiträge zum Kolloquium in Aosta 25.–26. Oktober 1995, La Giuntina, Florenz 1995, S. 76
- 26 P. Jedlowski, *Il paradosso della commemorazione*, in: *Responsabilità e memoria. Linee per il futuro*, hrsg. von D. Barazzetti – C. Leccardi, La Nuova Italia Scientifica, Rom 1997, S. 104. Vgl. auch *La Resistenza tra storia e memoria*, hrsg. von N. Gallerano, Mursia, Mailand 1997
- 27 Zur herkömmlichen, hauptsächlich an das jugoslawische Modell anlehnenen Auffassung der Resistenza ist in letzter Zeit noch der vom Soziologen und Psychologen Jacques Sémelin stammende Begriff des »zivilen Widerstands« gekommen. In Italien haben hauptsächlich die Studien von Claudio Pavone und sein Standardwerk *Una guerra civile: saggio storico sulla moralità nella Resistenza*, Bollati-Boringhieri, Turin 1991, dazu angeregt, die gesamte Frage des Befreiungskampfs neu zu überdenken.
- 28 Hinsichtlich der nationalsozialistischen Deportation aus Italien sei hier an das wahrhaftig gewaltige Werk von Liliana Picciotto Fargion für das Centro di Documentazione Ebraica Contemporanea in Mailand und an die von der Associazione Nazionale Ex Deportati veranlassten, äußerst umfangreichen Forschungen erinnert.
- 29 Die Fondazione Internazionale »Ferramonti di Tarsia« per l'Amicizia tra i Popoli (die vollständige deutsche Bezeichnung lautet: Internationale Stiftung »Ferramonti di Tarsia« für Völkerfreundschaft), ist am 3. März 1988 als Kulturverein entstanden und wird ab 25. Juni 1991 als Stiftung geführt. Ihre Hauptziele sind: 1. Die Forschung über die Zivilinternierung und die faschistische Deportation; 2. Die Wiederherstellung und Wahrung des Gedenkens an das Lager Ferramonti; 3. Die Förderung einer besseren Bekanntheit und Solidarität zwischen Völkern und Nationen.
- 30 Über die Tätigkeit der Stiftung vgl. die Beiträge von Alberto Cavaglion und Claudio Pavone anlässlich der Tagung *La problematica della memoria dei campi di concentramento e l'esperienza della Fondazione Ferramonti* (Tarsia, 25. April 1998)
- 31 Vgl. T. Grande, *La ricostruzione »in positivo« di un'esperienza di internamento: il campo di Ferramonti di Tarsia*, in *Responsabilità e Memoria. Linee per il futuro*, S. 139–152; Jedlowski, *Il paradosso della comunicazione*, S. 109–112
- 32 Zwei bedeutende Initiativen in diesem Sinn waren der Aufruf vom 25. April 1995 – anlässlich des 7. Meetings »Storia Memoria Identità« – zur Wahrung der Gedenkstätten und deren Zusammenschluss zu einer Art Föderation, sowie die Beteiligung der Stiftung an der Arbeitsgruppe, aus der von T. Matta herausgegebene und vom Verlag Electa 1996 veröffentlichte Band *Un percorso della memoria. Guida ai luoghi della violenza nazista e fascista in Italia* hervorgegangen ist. Der Text des Aufrufs ist im April–August 1995–Heft der Zeitschrift »Qualestoria« zu lesen; Zu dem von der Stiftung vorgeschlagenen »Netzwerk« vgl. »L'antifascista«, J. XLII, Nr. 6, Juni 1995, S. 14

- 33 Zur Arbe-Initiative vgl. die Schriften von C.S. Capogreco (in »Diario della settimana«, Mailand, 9. September 1998); G. Scotti (in »La Voce del Popolo«, Rijeka, 12. September 1998); R. Kaštelan (in »Novi List«, Rijeka, 14. September 1998); M. Kemperle (in »Primorske novice«, Triest, 19. September und 3. Oktober 1998); M. Osredkar (in »Svobodna misel«, Ljubljana, 9. Oktober 1998); B. Pahor (in »Delo«, Ljubljana, 7. November 1998); T. Grande (in »Triangolo Rosso«, Mailand, Dezember 1998)
- 34 Das vom Ministero per i Beni Culturali (Kultusministerium) am 30. August 1999 erlassene Denkmalschutzdekret erklärt das ehemalige Lager Ferramonti zum »besonders wichtigen Standort im Sinne von Gesetz Nr. 1089 vom 1.6.1939« und betrifft etwa 65 % der ursprünglich zum Lager gehörenden Fläche.
- 35 Die einzigen ehemaligen Konzentrationslager, die in Italien zur Zeit unter Denkmalschutz stehen, sind Fossoli di Carpi, in der Provinz Modena (das Verfügungsrecht über das Areal wurde 1984 per Gesetz vom Staat auf die örtliche Verwaltung übertragen), die Risiera di San Sabba und in Triest (die 1965 zum Nationaldenkmal erklärt wurde). Von diesen beiden Lagern – die nach dem 8. September 1943 zur Internierung von Zivilpersonen dienten –, stand aber nur Fossoli teilweise unter italienischer Verwaltung, während die Risiera zum Adriatischen Küstenland gehörte.

Der vollständige Text dieses Beitrags ist unter dem Titel *L'oblio delle deportazioni fasciste: una questione nazionale. Dalla memoria di Ferramonti alla riscoperta dell'internamento civile italiano* in: »Nord e Sud«, November–Dezember 1999, S. 92–109, erschienen.

Buchvorstellung

»CHELMNO/KULMHOF – EIN VERGESSENER ORT DES HOLOCAUST?«

Manfred Struck

Der Ort Chelmno wird zwar in Gesamtdarstellungen zum Holocaust erwähnt, es gab aber bisher keine eigens diesem Lager gewidmete Veröffentlichung, jedenfalls nicht im deutschsprachigen Raum.

Das ist umso verwunderlicher, als das Lager, als es im Dezember 1941 seine mörderische Tätigkeit aufnahm, das erste Vernichtungslager war und somit den Übergang von der Judenverfolgung und örtlichen Mordaktionen zur systematischen, fabrikmäßig betriebenen Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Europas markiert.

In Chelmno am Ner wurden im Zeitraum von Dezember 1941 mit einer Unterbrechung bis zum Juli 1944 schätzungsweise zwischen 170 000 bis 250 000 Juden aus dem »Warthegau«, zum großen Teil aus dem Ghetto Lodz, Sinti und Roma, Kinder aus Lidice, sowjetische Kriegsgefangene und Polen umgebracht, die der »Germanisierung« dieses Raumes im Wege standen. Das Lager wurde am 18. Januar 1945 mit der Ermordung der letzten verbliebenen Häftlinge aufgelöst.

Die Ermordung erfolgte in Lastwagen, in deren hermetisch abgedichteten Kasten aufbauten die Auspuffgase geleitet wurden. Die Opfer wurden in einem nahe gelegenen Wald z.T. verbrannt und in Massengräbern verscharrt.

Der Herausgeber betont, dass das vorliegende Buch keine wissenschaftliche Monographie darstellt, sondern die, durch viele Berichte von Überlebenden und Zeitzeugen erhärtete Beschreibung des Geschehens.

*Manfred Struck
ist Referent bei
der Friedrich-Ebert-
Stiftung in Bonn*

»Chelmno/Kulmhof – Ein vergessener Ort des Holocaust?«

Manfred Struck (Hrsg.) – ISBN 3-86077-933-8 – 2001 – 160 Seiten

Das Buch ist zu beziehen für DM 15,- bei Gegen Vergessen – Für Demokratie
Stauffenbergstr. 13-14 • 10785 Berlin • FAX: 030/26995010

Der ›Alltag‹ der Häftlinge im Konzentrationslager Sachsenhausen 1936 bis 1945

MUSEUM »BARACKE 39« IN DER GEDENKSTÄTTE UND
DEM MUSEUM SACHSENHAUSEN WIEDERERÖFFNET

Horst Seferens und Günter Morsch

In der Gedenkstätte und dem Museum Sachsenhausen ist am 21. April 2001 das Museum »Baracke 39« wiedereröffnet worden, in dem die neue Dauerausstellung »Der ›Alltag‹ der Häftlinge im Konzentrationslager Sachsenhausen 1936 bis 1945« zu sehen ist. Zusammen mit der Ende 1997 eröffneten Dauerausstellung »Jüdische Häftlinge im Konzentrationslager Sachsenhausen 1936 bis 1945« im benachbarten Museum »Baracke 38« stellt sie eine konzeptionelle und gestalterische Einheit dar. Die beiden »jüdischen Baracken« 38 und 39 im »Kleinen Lager«, in denen nach dem Novemberpogrom 1938 bis zu ihrer Deportation in die Vernichtungslager jüdische Häftlinge untergebracht waren, waren bei der Errichtung der »Nationalen Mahn- und Gedenkstätte« 1961 als »Museum der Leiden und des Widerstandskampfes des jüdischen Volkes« aus Originalteilen rekonstruiert worden. Bei einem antisemitisch motivierten Brandanschlag im September 1992 sind ein Flügel der Baracke 38 zerstört und die übrigen Gebäudeteile beschädigt worden. Nach umfangreichen Diskussionen und einem Symposium zum zukünftigen Umgang mit der Brandruine haben sich die Gremien der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten für einen Museumsneubau anstelle des zerstörten Barackenflügels entschieden. Der Neubau entstand 1996/97 nach Plänen des Architektenbüros Braun, Voigt und Partner (Frankfurt a.M.); die beschädigte Baracke 39 wurde denkmalgerecht saniert, wobei Brandspuren an der Außenwand bewusst konserviert worden sind. Die inhaltliche Konzeption der Museen entstand im Zusammenhang mit dem dezentralen Ausstellungskonzept zur Sanierung und Neugestaltung der Gedenkstätte und des Museums Sachsenhausen, das an den authentischen Orten zehn kleinere Dauerausstellungen zu unterschiedlichen Aspekten des Konzentrationslagers Sachsenhausen sowie zur Geschichte des sowjetischen Speziallagers (1945–1950) vorsieht.

Die ungewöhnlichste dieser ständigen Ausstellungen ist zweifellos diejenige zum »Häftlingsalltag« im Museum »Baracke 39«, weil sie sich an ein Thema heranwagt, das vielfältige Probleme aufwirft und dem nach unserer Kenntnis bislang keine KZ-Gedenkstätte eine eigene Ausstellung gewidmet hat. Die besondere Schwierigkeit besteht darin, den extremen Ausnahmezustand des Konzentrationslagers, in dem alle Koordinaten eines »normalen« Alltages aufgehoben sind, mit musealen Mitteln darzustellen und einem heutigen Publikum nahezubringen. Die grundsätzliche Alterität des Lagers war gekennzeichnet durch die totale Herrschaft der SS, die für die Häftlinge völlige Entindividualisierung, permanente Willkür und allgegenwärtige Todesdrohung bedeutete. Die Lager waren »große experimentelle Labors« (Zygmunt Baumann), in denen die totalitäre und rassistische Diktatur ihr sozialdarwinistisches Menschen- und Gesellschaftsbild im Modellversuch erprobte und die Möglichkeiten und Grenzen einer totalen Beherrschung des Individuums testete.

** Eugen Kogon:
Der SS-Staat.
Das System der
deutschen
Konzentrationslager,
3. vollständige und
erweiterte Auflage,
Frankfurt a. M.
(1948), S. XI*

Was dies für den einzelnen Menschen, der in dieses pervertierte Humanlabor geriet, bedeutete, hat Eugen Kogon aus eigener Erfahrung beschrieben: Danach war ein Konzentrationslager eine »Welt für sich, ein Staat für sich; eine Ordnung ohne Recht, in die der Mensch geworfen wurde, der nun mit allen seinen Tugenden und Lastern – mehr Lastern als Tugenden – um die nackte Existenz und das bloße Überdauern kämpfte. Gegen die SS allein? Beileibe nicht; genau so, ja noch mehr gegen seine eigenen Mitgefangenen! Das Ganze hinter den eisernen Gitterstangen einer terroristischen Disziplin ein Dschungel der Verwilderung, in den von außen hineingeschossen, aus dem zum Erhängen herausgeholt, in dem vergiftet, vergast, erschlagen, zu Tode gequält, um Leben, Einfluss und Macht intrigiert, um materielle Besserstellung gekämpft, geschwindelt und betrogen wurde, neue Klassen und Schichten sich bildeten – Prominente, Parvenüs und Parias innerhalb der Reihen der Sklaven –, wo die Bewusstseinsinhalte sich wandelten, die sittlichen Wertmaßstäbe bis zum Zerschlagen sich bogen, Orgien begangen und Messen gefeiert, Treue gehalten, Liebe erwiesen und Hass geübt, kurzum die *tragoedia humana* in absonderlichster Weise exemplifiziert wurde.«*

Bei der Darstellung dieser »*tragoedia humana*« versagen die klassischen musealen Mittel, nicht zuletzt, weil den präsentierbaren Artefakten des Lageralltages das eignet, was Museologen als »kontrafaktische Aura« bezeichnen. Die Gegenstände teilen dem heutigen Betrachter das exakte Gegenteil dessen mit, wofür sie eigentlich stehen. Schachfiguren, von einem Häftling im Außenlager Heinkel aus dem Plexiglas von Flugzeugkankeln geschnitzt; mit Ornamenten fein zisielierte Zigarettendosen; Broschen und Halsketten, kunstvoll aus Halbleitern und farbigen Kabelresten im Außenlager der AEG in Hennigsdorf gefertigt – diese kostbaren Raritäten, die meistens als Geschenke oder Tauschobjekte in den Außenkommandos bei der Rüstungsindustrie unter Lebensgefahr hergestellt wurden, können Themen wie Angst, Not, Entbehrung, Zwangsarbeit und Gewalt, die eigentlich vermittelt werden sollen, nicht veranschaulichen.

Daher war es notwendig, bei der musealen Darstellung des Themas »Häftlingsalltag« neue Wege zu beschreiten. Dass nur die ehemaligen Häftlinge selbst es sind, die einen wahrhaftigen Einblick in den Mikrokosmos des Lageralltages geben können, stand als Leitidee am Anfang des Ausstellungsprojektes. Nur sie können durch ihre Erzählungen das Thema in seiner Komplexität authentisch vermitteln und die überlieferten Artefakte in ihrer Bedeutung für heutige Betrachter entschlüsseln, so dass die intendierte auratische Wirkung sich einstellt. Bewusst stellt die Konzeption der Ausstellung die subjektive Perspektive der ehemaligen Häftlinge in den Mittelpunkt. Auf Bilder des Lagers, die die SS aus Propagandazwecken angefertigt oder die von den Alliierten nach der Befreiung aufgenommen wurden, wird konsequenterweise vollständig verzichtet. Die Herausforderung für die Ausstellungsmacher – eine Projektgruppe unter Leitung von Günter Morsch, Eva Brücker und Agnes Ohm – bestand darin, die subjektiven Erinnerungsberichte ausgewählter KZ-Häftlinge so mit den wenigen exemplarischen schriftlichen, bildlichen und dinglichen Überresten des KZ-Alltages zu verknüpfen, dass sie einen ungewohnten, neuartigen Kontext der historischen Erzählung schaffen.

Der Einsatz multimedialer Präsentationsformen ist einer der Katalysatoren bei diesem Verschmelzungsprozess. Nur moderne Medien – von der Hörstation über die Projektion zur CD-Rom – eröffnen zudem die Möglichkeit, die thematisch gegliederte



Evzen Seycek aus Prag bei der Eröffnung des Museums »Baracke 39«. Er wurde 1939 nach den Prager Studentenprotesten gegen die deutsche Besatzung in das KZ Sachsenhausen deportiert. Evzen Seycek ist einer der 20 ehemaligen Häftlinge, die das Thema »Alltag« in der Ausstellung erzählen.

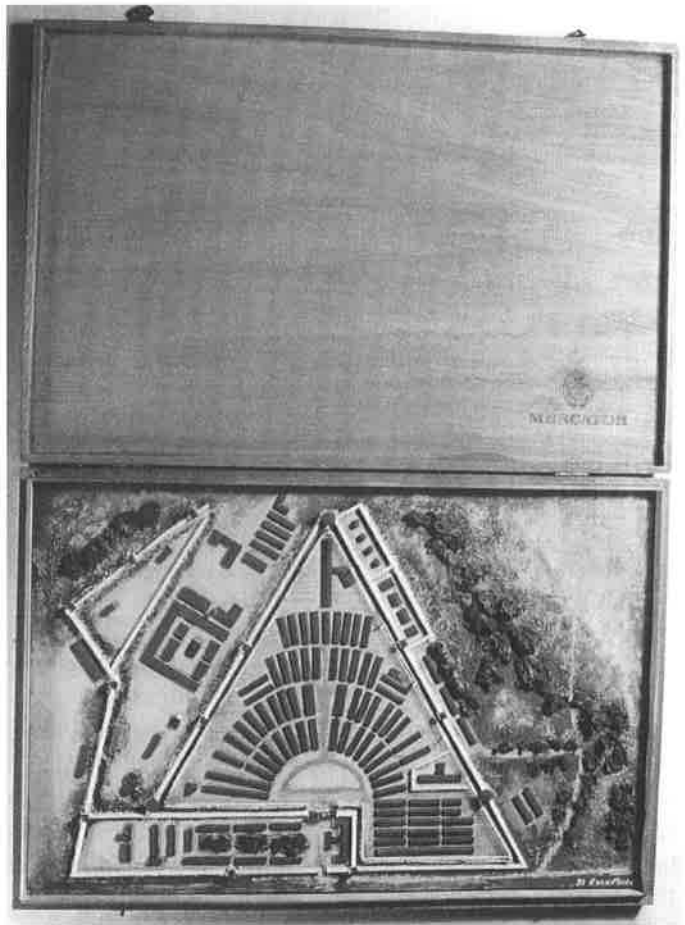
Ausstellung mit den autobiographischen Erzählungen ausgewählter Häftlinge des KZ Sachsenhausen in eine anschauliche, emotional und kognitiv gleichermaßen ansprechende Darstellung umzusetzen.

Ein weiterer Katalysator der intendierten Verschmelzung ist der Raum, in dem die Ausstellung präsentiert wird, die aus Originalteilen rekonstruierte Baracke 39, bestehend aus einem Sanitärtrakt in der Mitte und zwei Flügeln, die sich jeweils in einen Tages- und einen Schlafräum gliedern. Die »Blöcke« waren einer der wichtigsten Orte, in denen sich der Lageralltag der Häftlinge abspielte. Mit ihm vor allem verknüpfen sich bei den ehemaligen Häftlingen vielfältige Erinnerungen, die sowohl die totale Herrschaft der SS über Raum und Zeit als auch die Versuche der Häftlinge widerspiegeln, sich partiell winzige Räume der Selbstbehauptung und Identitätssicherung zurück zu erobern. Die Baracke 39 ist daher Hauptexponat und Ausstellungsort zugleich.

Die Ausstellung selbst stützt sich auf die Erzählungen von 20 ehemaligen Häftlingen des KZ Sachsenhausen, wobei im Falle von ermordeten Häftlingen Angehörige berichten oder aus Dokumenten zitiert wird. Die 20 Häftlingsgeschichten wurden aus einem Fundus von 120 lebensgeschichtlichen Interviews, die im Zusammenhang mit dem Ausstellungsprojekt Baracke 38 und 39 entstanden sind, unter dem Aspekt ausgewählt, dass sie einen repräsentativen Querschnitt durch die äußerst heterogene Häftlingsgesellschaft insgesamt bilden sollten.

In der Gruppe der politischen und weltanschaulichen Gegner berichten ein deutscher Kommunist, ein Gewerkschafter, ein Sozialdemokrat, ein Angehöriger der Bekennenden Kirche und ein Zeuge Jehovas. Die sozial Verfolgten repräsentieren ein »Befristeter Vorbeugehäftling« (BVer), ein »Asozialer« und ein Homosexueller. Aus der Gruppe der rassistisch Verfolgten werden ein Sinto und zwei Juden vorgestellt. Schließlich folgt das breite Spektrum des Widerstandes in den besetzten Ländern Europas, für das stellvertretend ein Niederländer, ein Belgier, ein Norweger, ein Franzose, ein

Nach 1945 fertigte Etienne van Ploeg, der 1942 aus Belgien in das KZ Sachsenhausen eingeliefert wurde, dieses Modell des KZ Sachsenhausen in einer Zigarrenschachtel an. Das Musterlager Sachsenhausen, »eingeschlossen« als Miniaturmodell in einer Zigarrenschachtel – die Erinnerung an die KZ-Erfahrung kann »verborgen« und »verkleinert« werden, abgestreift werden kann sie nicht.
Quelle: Archiv Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen



Auf einer Seite seines Notizheftes notierte der ukrainische Häftling Sergej Owraschko norwegische Vokabeln, um sich mit Per Svor besser verständigen zu können. Es ist Ausdruck einer im KZ geschlossenen Freundschaft zweier Häftlinge, die aufgrund der von der SS zugewiesenen Kategorisierung mit unterschiedlichen Haftbedingungen konfrontiert waren. Die Freundschaft zwischen dem Norweger und dem Ukrainer riss auch nach der Befreiung nicht völlig ab.
Quelle: Sergej Owraschko, Kiew



Das Essgeschirr erwarb der Däne Birger Scholler im Tausch gegen Zigaretten von einem sowjetischen Kriegsgefangenen. Auf dem Industriehof des KZ Sachsenhausen ermordete die SS 1941 ca. 10 000 sowjetische Kriegsgefangene in einer sog. »Genickschussbaracke«. Die verschiedenen Besitzer des Essgeschirrs haben die Stationen ihrer KZ-Haft in die Außenwand eingeritzt: Die Namen von zahlreichen Lagern reihen sich aneinander, so dass der gesamte Kosmos des KZ-Systems erscheint.

tschechischer Student, ein Angehöriger der polnischen Minderheit in Danzig, eine Polin sowie ein sowjetischer Kriegsgefangener und ein Zwangsarbeiter aus der Ukraine berichten.

Die Ausstellung gliedert das Thema in sechs Abschnitte: »Wege nach Sachsenhausen« berichtet über die unterschiedlichen Gründe der Verhaftung und die mitunter verschlungenen Wege, die die Häftlinge nach Sachsenhausen führten. Im Abschnitt »Häftlingsgesellschaft« geht es um die oftmals brutale Hierarchie innerhalb der »extremsten Klassengesellschaft« (Primo Levi) der KZ-Häftlinge mit ihren Privilegien und Strafen. Das Kapitel »Arbeit« behandelt die unterschiedlichen Formen der Zwangsarbeit, die oft über Leben und Tod entschieden. Der Abschnitt »Raum und Zeit« thematisiert die totale Enteignung der Bewegungsfreiheit und die Versuche der Häftlinge, sich diese elementaren Orientierungen wieder anzueignen. Ein Abschnitt ist dem Thema »Gewalt, Sterben, Tod« gewidmet. Schließlich wird im Kapitel »Leben mit der Erinnerung« gezeigt, wie die KZ-Erfahrung das Leben der ehemaligen Häftlinge auch nach der Befreiung geprägt hat und auf welcher unterschiedlichen Weise sie diese Erinnerung verarbeitet haben.

Eine besonders schwierige Gratwanderung hatte der Ausstellungsgestalter HG Prof. Merz zu meistern. Die Ausstellung, die sich bewusst auf wenige Exponate beschränkt (insgesamt 120), musste so präsentiert werden, dass die Aura der Häftlingsbaracke als Baudenkmal und Hauptexponat nicht beeinträchtigt wird. Um die »Unantastbarkeit der Räume« (HG Merz) zu gewährleisten, wurde ein leicht erhöhter und beheizbarer Steg durch die Mitte der ansonsten unbeheizten Barackenflügel gelegt. Dieser künstliche Weg schafft in dieser Welt der Erinnerung eine Realebene, die die historische Distanz bewusst macht. Der Steg ist zugleich Wegweiser und Medientrasse, auf dem nicht nur die sechs Vitrinestelen platziert sind, die die sechs Kapitel der Ausstellung bündeln, sondern der auch die Versorgungsleitungen für die Multimediatechnik aufnimmt. Zusätzlich ist eine Fensterseite mit bandartigen Elementen aus einem transluzenten Gewebe abgedeckt. Diese Gaze ermöglicht Text- und Bildprojektionen, ohne dass die Konturen der Wand verdeckt und der Ausblick auf die Nachbarbaracke beeinträchtigt wird. So entstehen sechs multimediale Infostationen, die sich deutlich als Zutat vom historischen Ambiente abheben. Sie sorgen nicht nur für eine klare Gliederung der Ausstellungsabschnitte, sondern sind auch in sich übersichtlich strukturiert.

Dreiminütige Trailer, die auf die Gaze projiziert werden, führen mit Texten und Bildern in das Thema des betreffenden Abschnitts ein. Die Vitrinestelen präsentieren deutlich sichtbar ein Schlüsselexponat, in dem das jeweilige Thema exemplarisch gebündelt wird. So ist im Abschnitt »Wege nach Sachsenhausen« ein Essgeschirr zu sehen, in das die verschiedenen Besitzer die Stationen ihrer Odyssee eingeritzt haben, so dass der Kosmos des gesamten KZ-Systems schlaglichtartig aufscheint. Im Abschnitt »Leben mit der Erinnerung« wird ein detailgetreues Modell des KZ Sachsenhausen in einer Zigarrenschachtel gezeigt. Es stammt von dem ehemaligen Häftling Etienne van Ploeg (Belgien), der sich in einem abgeschlossenen Raum seiner Wohnung, der mit Erinnerungsstücken an Sachsenhausen angefüllt ist, obsessiv mit seiner Lagererfahrung auseinandersetzt.

In den Stelen befinden sich Hörstationen, an denen der Besucher die Erzählungen der einzelnen Häftlinge zu dem jeweiligen Thema abrufen kann. Die Referenzexponate, die ausschließlich aus dem Besitz der ehemaligen Häftlinge stammen, die zu

Gedenkstättenleiter
Günter Morsch (links)
und Ausstellungsgestalter
HG Merz im Museum
»Baracke 39«. In der Mitte
die Infoleiste zum Thema
»Leben mit der Erinnerung«
mit dem Lagermodell von
Etienne Ploeg

Fotos: Gedenkstätte
und Museum
Sachsenhausen



Wort kommen, werden in Schubfächern bereitgehalten. Wenn etwa Rudi Wunderlich von seiner Flucht aus dem Außenlager Lichterfelde berichtet, findet der Besucher dort die Nachschlüssel, die ihm die Flucht ermöglichten. Der ukrainische Zwangsarbeiter Sergej Owaschko, der 1943 nach Sachsenhausen kam, erzählt, wie er versuchte, Kontakt zu den norwegischen Häftlingen zu knüpfen, die Lebensmittelpakete empfangen konnten, deren Inhalt unter den Häftlingen verteilt wurde. Dazu birgt das Schubfach Owaschkos Kladde aus dem Lager mit ukrainisch-norwegischen Vokabeln. Es entstand eine lebenslange Freundschaft zu dem norwegischen Häftling Per Svor, der auch in der Ausstellung präsentiert wird – ein Beispiel, wie Häftlinge die ihnen von der SS aufgezwungene Hierarchisierung unterwandern. Aber auch von der mörderischen Wolfsgesellschaft der Häftlinge berichtet Sergej Owaschko: Im Außenkommando »Zeppelin«, wo Störballons gefertigt wurden, führte eine Gruppe polnischer Funktionshäftlinge ein brutales Regiment. Während er erzählt, wie ein junger Häftling einem dieser polnischen Häftlinge auflauerte und ihn mit einer harpunenartig zugearbeiteten Ale ermordete, wechselt er unvermittelt von der dritten in die erste Person und der Zuhörer weiss, dass er von sich selbst spricht. Dazu wird eine Ale gezeigt, die Owaschko später nach der Tatwaffe gefertigt hat.

Jeweils an den Eingängen der Barackenflügel werden die 20 Häftlinge mit Bild und Kurzbiographie vorgestellt. An den Kopfseiten der Barackenflügel befindet sich jeweils eine PC-Station, wo der Besucher eine CD-Rom abrufen kann, die die Lebensgeschichten, die in der thematisch strukturierten Ausstellung parzelliert sind, wieder zusammenfügt und als geschlossene Einheit präsentiert. Darüber hinaus hält das digitale Medium wesentlich mehr Materialien zu den einzelnen Lebensläufen bereit, als in der Ausstellung gezeigt werden. Die CD-Rom wird schon bald in einer Version mit dem biographischen und dem thematischen Zugang vorliegen, die in der Gedenkstätte und im Handel erworben werden kann.

Bei den Vorbereitungen der Ausstellung zum Häftlingsalltag sich die Ausstellungsmacher stets bewusst gewesen, dass jeder Versuch der Darstellung von Lagererfahrung immer nur eine Annäherung an einen prinzipiell in seinem Kern zwar erklärbaren, jedoch nur schwer beschreibbaren Gegenstand sein kann. Ob diese Annäherung gelungen ist, mögen nun die Besucher entscheiden.

Dr. Günter Morsch ist
Direktor der Stiftung
Brandenburgische
Gedenkstätten und
Leiter des Museums
und der Gedenkstätte
Sachsenhausen.

Dr. Horst Seferens ist
Pressesprecher
der Stiftung
Brandenburgische
Gedenkstätten,

EINLADUNG UND PROGRAMM

Bundeszentrale für politische Bildung, *Ulrike Puvogel*

Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma,

Silvio Peritore

Landeszentrale für politische Bildung, *Konrad Pflug*

Stiftung Topographie des Terrors, *Thomas Lutz*

Die Verfolgung von Sinti und Roma unter dem NS-Regime und deren Darstellung in Gedenkstätten

36. BUNDESWEITES GEDENKSTÄTTENSEMINAR
VOM 4.-7. OKTOBER 2001 IN HEIDELBERG

Seminarbeginn Donnerstag, 4. Oktober 2001, 16.30 Uhr

Seminarende Sonntag, 7. Oktober 2001, 12.30 Uhr

Tagungsort Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma,
Bremeneckgasse 2
69117 Heidelberg
Tel. 062 21/981-102, Fax 062 21/981-190
E-Mail: 333100024318-0001@t-online.de

Programm

Donnerstag, 4. Oktober 2001

- bis 16.30 Uhr** Anreise im Dokumentations- und Kulturzentrum, Verteilung der Hotelzimmer
17.30 Uhr Gang zum Rathaus
18 Uhr Begrüßung der Stadt Heidelberg durch Bürgermeister Dr. Jürgen Beß im Rathaus
anschließend Vortrag
Geschichte der Sinti und Roma bis zum Beginn der NS-Zeit.
Entstehung des Antiziganismus und der Verfolgung
Prof. Dr. Wolfgang Wippermann, Berlin
Leitung: *Konrad Pflug*
19.30 Uhr Empfang der Stadt mit anschließendem Imbiss

Freitag, 5. Oktober 2001

- 9 Uhr** Begrüßung im Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma
Vorstellung der Arbeit des Zentrums
Romani Rose, Heidelberg
9.30 Uhr Rundgang und Diskussion in zwei Gruppen
Die ständige Ausstellung zum NS-Völkermord an den Sinti und Roma
Diskussion über die Konzeption sowie Erfahrungen
Frank Reuter, Heidelberg und Silvio Peritore
Kaffeepause (individuell pro Gruppe zu regeln)
11.30 Uhr Interaktives Lernen am Beispiel der CD-ROM »Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma«
Oliver von Mengersen, Heidelberg
12.30 Uhr Mittagessen (Büffet im Haus)
14 Uhr Vorträge mit Diskussion
Vorstellung weiterer Projekte und Ausstellungen zum NS-Völkermord an den Sinti und Roma mit Lichtbildern
Inhaltliche Konzeption und Gestaltung der Dauerausstellung in Auschwitz
Frank Reuter und Silvio Peritore
Die Bemühungen um eine Dauerausstellung in Brünn
Karel Holomek, Brünn (mit Übersetzung)
Leitung: *Thomas Lutz*
15.30 Uhr Kaffeepause
16 Uhr Vorträge mit Diskussion
Der politische und gesellschaftliche Umgang mit dem NS-Völkermord an den Sinti und Roma: Sichtweisen, Erfahrungen und Vermittlungsformen anderer Gedenkstätten. Eine kritische Bestandsaufnahme
Frank Reuter und Silvio Peritore
Leitung: *Thomas Lutz*
18.30 Uhr Abendessen in der »Griechischen Taverne«
20 Uhr Lyrischer Textvortrag mit musikalischer Begleitung »Rom Som«
Anita Awosusi, Heidelberg und Romeo Franz, Kaiserslautern

Samstag, 6. Oktober 2001

- 9 Uhr** Austausch über aktuelle Entwicklungen in der Gedenkstättenarbeit und der gesellschaftlichen Diskussion um die Aufarbeitung der NS-Verbrechen
Leitung: *Thomas Lutz*
- 11 Uhr** Kaffeepause
- anschließend** Vorstellung aktueller Entwicklungen im Bereich der Gedenkstättenarbeit auf einem »Markt der Möglichkeiten«
- 13 Uhr** Mittagessen (Büfett im Haus)
- 14.30** Arbeitsgruppen
1. Arbeitsgemeinschaft der Gedenkstättenbibliotheken
Cordula Hoffmann, Ravensbrück und *Barbara Müller*, Sachsenhausen
 2. Zeitzeugen im Gespräch
Reinhard Florian, Aschaffenburg und *Anna Mettbach*, Gießen
Silvio Peritore
 3. Geschichtslernen und Vorurteilsabbau in Gedenkstätten am Beispiel der Darstellung der Verfolgung von Sinti und Roma im Nationalsozialismus
Dr. Dietmar Sedlaczek, Göttingen
 4. Austausch über Forschungsfragen zum Thema Verfolgung von Sinti und Roma
Frank Reuter
- Kaffeepause (individuell)
- 17 Uhr** Auswertung der Arbeitsgruppen, Diskussion im Plenum
Leitung: *Ulrike Puvogel*
- 19 Uhr** Abendessen im Restaurant »Siam«

Sonntag, 7. Oktober 2001

- 9 Uhr** Vorträge mit anschließender Diskussion
Die Wahrnehmung des NS-Völkermordes an Sinti und Roma in der DDR
Reimar Gilsenbach
- 10.15 Uhr** Kaffeepause
- 10.30** Andauernde Menschenrechtsverletzungen an Roma im Kosovo
Romani Rose
Die Diskriminierung der Roma in Tschechien
Karel Holomek, Brunn (mit Übersetzung)
Leitung: *Thomas Lutz*
- 12.30 Uhr** Mittagessen (Büfett im Haus)
Seminarende

Anmeldeformular (Anmeldeschluss 20. September 2001)

Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma
Silvio Peritore
Bremeneckgasse 2, 69117 Heidelberg
Fax 062 21/981-190

**Verbindliche Anmeldung zum 36. bundesweiten Gedenkstättenseminar:
»Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma in der deutschen
Erinnerungs- und Gedenkstättenarbeit« vom 4.-7. Oktober 2001 in Heidelberg**

Hiermit melde ich mich verbindlich zum o.g. Seminar an:

Name, Vorname _____

Institution _____

Adresse _____

Telefon, Fax _____

- ☐ Ich zahle den normalen Seminarbeitrag in Höhe von 100,- DM.
☐ Ich bitte um die Ermäßigung auf den Seminarbeitrag von 70,- DM.

Grund _____

- ☐ Ich bitte um Unterbringung im Einzelzimmer (Zuschlag 150,- DM).
☐ Ich bitte um vegetarisches Essen.

Ich möchte die Info-Börse nutzen, um meine Gedenkstätte/Institution vorzustellen
und benötige hierzu folgende Hilfsmittel (z. B. Stellwand, Tisch):

Hilfsmittel _____

Zutreffendes bitte oben in den Kästchen ankreuzen oder eintragen

Nach der Anmeldung zum Seminar erhalten Sie umgehend eine Bestätigung sowie genaue Anreisehinweise und Informationsmaterialien. Mit der anschließenden Überweisung des Seminarbeitrags sowie des etwaigen Einzelzimmerzuschlags auf das Konto 775 50 05 des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma bei der Bank für Sozialwirtschaft Karlsruhe (BLZ 660 205 00) gilt Ihre Anmeldung als vollzogen. Wir weisen darauf hin, dass nach dem 20. September nur noch in begründeten Fällen (z.B. bei attestierter Krankheit) der Tagungsbeitrag zurückerstattet wird. Im Beitrag ist die Verpflegung enthalten.

Datum: _____ **Unterschrift:** _____

Anträge auf Bundesmittel zur Förderung der Gedenkstättenarbeit im Jahr 2002

Stefan Schmitt-Hüttebräuker

Im Bundeshaushalt für das Jahr 2002 stehen voraussichtlich 15 Mio. DM für die Förderung von Projekten nach der Gedenkstättenkonzeption des Bundes zur Verfügung.

Danach können Gedenkstätten sowie Projekte zur Erinnerung an NS- und SED-Unrecht gefördert werden, wenn sie von nationaler bzw. internationaler Bedeutung sind und ein wissenschaftlich, museologisch und gedenkstättenpädagogisch fundiertes Konzept vorlegen. Ferner muss sich das jeweilige Sitzland mit mindestens 50 v.H. an dem Vorhaben beteiligen.

Der Bund stellt seine Mittel ausschließlich im Weg der Projektförderung zur Verfügung; neue institutionelle Förderungen werden nicht aufgenommen.

Für die Förderung kommen in erster Linie Anschubfinanzierungen für Einrichtungen im Aufbau sowie qualitätsverbessernde Maßnahmen in Frage. Baumaßnahmen können gefördert werden, wenn sie die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung oder Verbesserung der inhaltlichen Arbeit sind.

Nicht gefördert werden Vorhaben der allgemeinen bzw. Grundlagenforschung, die dem universitären Bereich zuzurechnen sind, sowie allgemeinwissenschaftliche Tagungen. Ebenso gehört die Förderung von Jugendbegegnungsstätten nicht in den Bereich der Gedenkstättenförderung (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend).

Die Anträge müssen – möglichst nach dem beigefügten Muster – über das jeweilige Sitzland gestellt werden. Das Land übersendet die Anträge mit der Zusage der anteiligen Finanzierung dem Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien (BKM). Bei der Entscheidung über Förderanträge berät ein Expertengremium die Bundesregierung.

Anträge für das Jahr 2002 sollten bis zum 31. Oktober 2001 dem BKM vorgelegt werden, damit die Mittel im Falle der Befürwortung möglichst frühzeitig zur Verfügung gestellt werden können.

Adresse:

Bundesbeauftragter für Kultur und Medien, Ref. 41

Graurheindorfer Straße

53117 Bonn

Tel. 018 88/681-35 91

Fax 018 88/681-38 97

E-Mail: Stefan.SchmittHuettebraeuker@bkm.bmi.bund.de

Stefan Schmitt-Hüttebräuker ist Referent im für die Mittelvergabe zuständigen Referat beim Bundesbeauftragten für Kultur und Medien.

[Muster]

A Kurzbeschreibung des Projektes (max. 2–3 Seiten)

B Darstellung der Finanzierung

B.1 Kostenübersicht

_____ DM

+ _____ DM

+ _____ DM

+ _____ DM

+ _____ DM

Gesamtkosten:

_____ DM

B.2 Finanzierungsübersicht

Gesamtkosten:

_____ DM

abzügl. Eigenmittel der Einrichtung
oder des Projektträgers:

- _____ DM

abzügl. weitere Drittmittel (Spenden,
nichtöffentliche Zuschüsse o.ä.):

- _____ DM

Zuwendungsbedarf:

_____ DM

davon

Anteil des Landes:

_____ DM

Anteil anderer Gebiets-
körperschaften:

+ _____ DM

zusammen (mindestens 50 v.H.):

_____ DM

**beantragter Bundesanteil
(höchstens 50 v.H.):**

_____ DM

»Erinnerung braucht einen Ort«

WERKSTATT-AUSSTELLUNG IM KREISMUSEUM WEWELSBURG

Christiane Ernst

Konzentrationslager und SS-Kultstätte. Ein monumentales Schloss, zahlreiche Zeugnisse der SS-Architektur, aber keine Spuren mehr von Häftlingsbaracken und Lagerstraßen. Die Wewelsburg stellt Historiker und Ausstellungsmacher vor eine schwierige Aufgabe: Wie können Gedenken und Informationen an einem Ort vermittelt und gestaltet werden, an dem es keine authentischen Spuren der NS-Zeit mehr gibt, außer denen der Täter? Wie kann man hier in einer Ausstellung den Besuchern einen zeitgemäßen Eindruck der nationalsozialistischen Vergangenheit vermitteln? Und wie kann die bestehende sehr dokumentarische Ausstellung neu konzipiert werden?

Diesen Fragen ging eine Werkstattausstellung im Kreismuseum Wewelsburg nach. Ihr Titel: »Erinnerung braucht einen Ort. Werkstattausstellung zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Dokumentation ›Wewelsburg 1933–1945‹«.

Seit März 1982 gibt es die Dauerausstellung »Wewelsburg 1933–1945. Kult- und Terrorstätte der SS« zur Geschichte des Konzentrationslagers und der SS-Kultstätte im Kreismuseum Wewelsburg. Sie ist jedoch, trotz mehrmaliger Überarbeitung in Teilbereichen, in Inhalt und Form nicht mehr auf dem Stand neuester Erkenntnisse. Sie stellt hohe Anforderungen an die Lesebereitschaft der Besucher, denn den Hauptteil der Ausstellung bilden Texte, Fotos und Dokumente – quasi ein »Buch an der Wand«. Daher soll die Ausstellung in den kommenden Jahren grundlegend neukonzipiert werden. In der Werkstattausstellung wurden nun im Auftrag des Kreismuseums Wewelsburg erste Vorarbeiten gezeigt: der gegenwärtige Zustand der Ausstellung und mögliche Wege zu einer Neugestaltung. Entwickelt hat diese sehr sehenswerte und zu Diskussionen anregende Ausstellung der Projektleiter für die Neugestaltung der Gedenkstätte, der Hannoveraner Historiker Andreas Pflock. Sie gewährt einen Einblick in die Ideenwerkstatt von Ausstellungsmachern und war vom 20. August bis zum 1. Oktober 2000 im Burghaus des Kreismuseums Wewelsburg zu sehen. In den kommenden Monaten soll sie, in veränderter Form, an weiteren Orten in Ostwestfalen-Lippe gezeigt werden.

Ein rotes Warndreieck empfängt den Besucher am Eingang zur Ausstellung: »Achtung Baustelle«. Ein Hinweis darauf, dass hier noch etwas im Entstehen ist. Dahinter sind Stellwände aus rohen Kiefernholzbalken und rostigen Stahlmatten zu sehen. Sie gliedern den Raum in die vier Teilbereiche: gegenwärtiger Zustand der bestehenden Ausstellung, ein Blick auf die Gestaltung anderer Gedenkstätten, neue Forschungen zur Wewelsburg und Vorschläge für die Neukonzeption der Ausstellung.

Die bestehende Ausstellung: An der ersten Stellwand kann man Ausschnitte aus den Besucherbüchern der Dauerausstellung lesen. Hier erfährt der Betrachter erste Gründe für die Neukonzeption der vorhandenen Ausstellung und den Anlass der Werkstattausstellung. Kritik an der Textlastigkeit wird laut, aber auch Betroffenheit über das Schicksal der Häftlinge. Diese erste Stellwand stellt, einem Bauzaun ähnlich, zunächst den Blick auf den Hauptteil. Vorbei an einigen einleitenden Worten und Danksagungen gelangt man zum ersten Abschnitt der Ausstellung. In kurzen Texten, Bildern und Zeitungsausschnitten wird der historische Ort erklärt: Das Gebäude, in

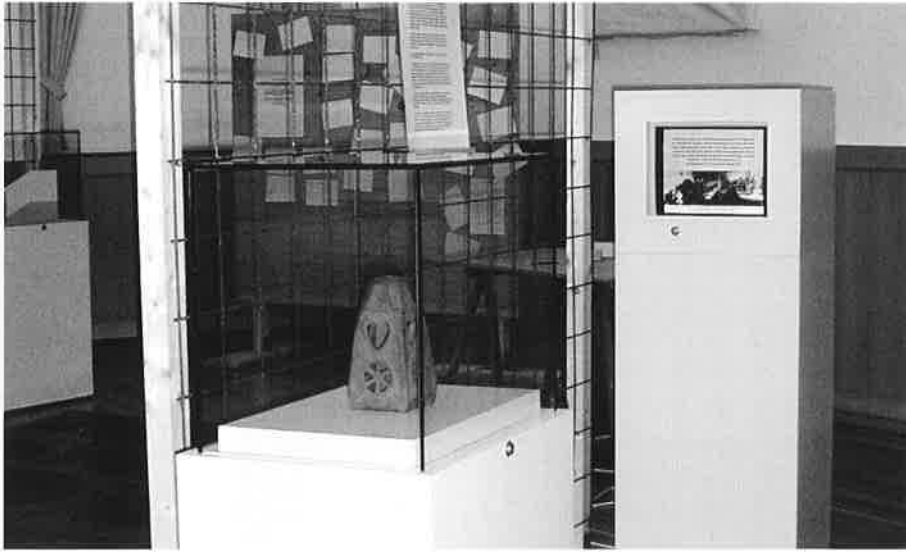
Portraits
ehemaliger Häftlinge
des KZ Niederhagen



dem die bestehende Ausstellung zu sehen ist, ist das ehemalige SS-Wachgebäude. Es beherbergt heute auch die Verwaltungsräume und das Magazin des Kreismuseums. Sofort erkennt man den problematischen Zusammenhang zwischen »Täterbau« und »Ort der Erinnerung an die Opfer des Konzentrationslagers«. Nach einem kurzen Exkurs über die Entstehung der Ausstellung und einer Dokumentation der bisherigen Aktivitäten und Sonderausstellungen wird ein Blick auf die Einweihung des Mahnmals auf dem ehemaligen Appellplatz des KZ Niederhagen geworfen. Der wohl beeindruckendste Teil dieses Abschnittes der Werkstattausstellung eröffnet sich dem Besucher dann auf den folgenden Wänden: große schwarz-weiß Portraits von Überlebenden des Konzentrationslagers. Ernst blicken sie auf den Besucher herab und sind mehr als Mahnung und Aufruf zum Gedenken. In ihrer schlichten Form, ohne jegliche Kommentierung (allein der Name ist vermerkt), bieten sie dem Betrachter viele Möglichkeiten zur Assoziation. Wer ist dieser Mensch auf dem Foto? Wie lebte er damals, wie lebt er heute? Was muss er erlebt haben? Der Bielefelder Fotograf Christoph Gödan fotografierte die alten Herren zum 55. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers am 2. April 2000.

Einblicke in andere Gedenkstätten: Der Blick »über den Tellerrand« auf die Konzeptionen in vier weiteren Gedenkstätten gibt Anregungen für neue Ideen. Farbfotos zeigen, wie unterschiedlich Geschichte präsentiert werden kann: Als »Kunstwerk« und eher themenorientiert (Breitenau), in den historischen Gebäuden mit zahlreichen authentischen Gegenständen als in erster Linie informierende Ausstellung (Buchenwald), in einer Baracke mit Relikten der Lagerzeit in einer fast künstlerischen Präsentation (Mittelbau-Dora) und in einem nicht mehr sofort als authentisch zu erkennenden Raum auf dem ehemaligen Lagergelände mit Häftlingsbetten, einer Lore und Text-, Bild- und Tondokumenten (Neuengamme). So kann sich auch der Besucher ein, wenn auch grobes Bild von der möglichen Gestaltung solcher Ausstellungen machen.

Gegenwärtige Forschungen: Der dritte Abschnitt der Werkstattausstellung hält kurze Texte und Fotos über die laufenden Forschungen zur Wewelsburg bereit. Bisher standen dem Kreismuseum keine Mittel für solche weiterführenden Untersuchungen



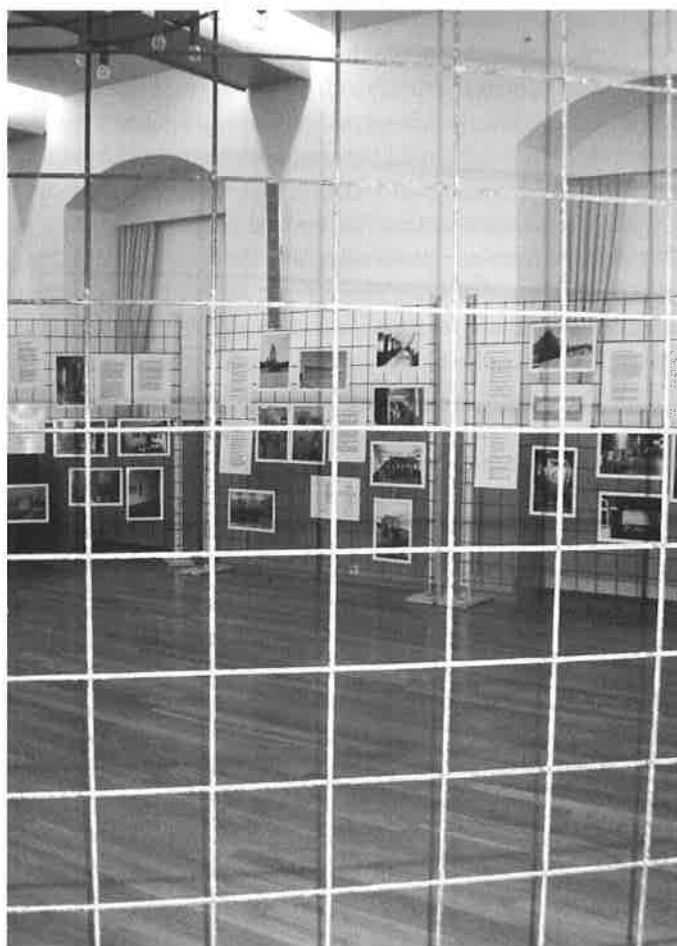
*Präsentation eines
Julleuchters
mit Mediensäule*

zur Verfügung. Doch anlässlich der EXPO in Hannover wurde die Planungswerkstatt »Geschichte in Ostwestfalen Lippe 1933–1945. Wege der Erinnerung« als Zweijahresprojekt ins Leben gerufen (finanziell getragen von den Kreisen Gütersloh und Paderborn, gefördert durch das Land Nordrhein-Westfalen). Im Rahmen dieses Projektes konnten nun Wissenschaftler mit neuen Forschungsaufgaben beauftragt werden. Die Werkstattausstellung bietet einen Einblick in die Schwerpunktthemen »Häftlingsbiographien«, »Historischer und gegenwärtiger Nazi-Okkultismus«, »Nutzung des Lagers Niederhagen nach 1943«, »SS-Biographien und SS-Kultur« und deutet damit in groben Zügen die gegenwärtigen Forschungen an. Nationalsozialistische »nordische« Ornamente, die sich an vielen Stellen innerhalb der Wewelsburg finden lassen, sollen in den richtigen historischen Kontext gerückt werden. Auch Produktionen aus einer SS-Manufaktur sollen ausgestellt werden, allerdings ohne sie als »Kunstwerke« zu exponieren. Beispielhaft zeigt die Werkstattausstellung einen solchen Porzellan-Schäferhund aus der SS-eigenen Porzellan-Manufaktur Allach, in der auch Häftlinge aus dem Konzentrationslager Dachau arbeiten mussten: Der Schäferhund wird in einer Glasvitrine unkommentiert ausgestellt. Daneben finden sich jedoch Bilder einer SS-Aufseherin mit Schäferhund, der Bericht über die Tötung eines Häftlings durch einen Wachhund im Konzentrationslager Niederhagen und – bizarr genug – ein Auszug aus der Satzung des deutschen Schäferhund-Vereines. Eine interessante Sichtweise auf ein doch etwas riskant darzustellendes Objekt und ein guter Ansatz für die neue Ausstellung. Als Ergänzung zur Behandlung der Täterseite sollen in der späteren Dauerausstellung auch die Biographien von SS-Männern gezeigt werden. Ein bisher eher selten thematisierter Bereich in Gedenkstätten, gerade in Wewelsburg aber unverzichtbar. Und auch die Nachnutzung des Lagers Niederhagen nach 1943 soll später ausführlich präsentiert werden. Ein nicht uninteressantes Kapitel in der Geschichte des Lagers Niederhagen: In den leerstehenden Baracken der SS-Wachmannschaften, später in den Baracken des Häftlingslagers, waren bis 1945 so genannte »Volksdeutsche« aus Osteuropa untergebracht. Ab 1944 wurde ein »Wehrrüchtigungslager« für Jugendliche in den Baracken der SS-Wachmannschaften eingerichtet. Nach Kriegs-



*PC-Station mit
Lagermodell und
Internetpräsentation*

*Blick in
die Ausstellung*



ende dienten sie als »DP-Camp« für osteuropäische Zwangsarbeiter und Flüchtlingslager, bis die Lagergebäude in den 1950er Jahren nach und nach abgerissen wurden. Einen größeren Raum der Werkstattausstellung nehmen Häftlingsbiographien ein. Auf dreieckigen Holzstelen kann man die Biographien der ehemaligen Häftlinge Gerrit Visser (Niederlande) und Nikolai Beltschenko (Ukraine) verfolgen. Dabei wird auch die spätere Kontaktaufnahme der Angehörigen mit der Gedenkstätte dokumentiert. Ein Blick in Vergangenheit und Gegenwart, der die Persönlichkeiten der ehemaligen Häftlinge in den Vordergrund rückt.

Vorschläge für eine Neukonzeption: Ein Beispiel für neue Präsentationsformen ist eine »interaktive« Station ein paar Schritte weiter. Sie zeigt ein Objekt des Nazi-Okkultismus: den »Julleuchter«. Der »Kerzenständer« aus rotem Ton war bei den »Julfeiern« der SS am 22. Dezember jeden Jahres ein wichtiger Gegenstand. Dass auch diese Leuchter von KZ-Häftlingen gefertigt wurden, zeigt eine Computeranimation. Zunächst ist nur der Julleuchter in Großaufnahme zu sehen, dann rückt der Zoom des Betrachters in der Animation langsam vom Leuchter ab und stellt ihn in seine historische Umgebung: eine »Julfeier« der SS. Im Anschluss sind Produktionslisten aus der Fertigung in den Konzentrationslagern Dachau und Neuengamme zu sehen.

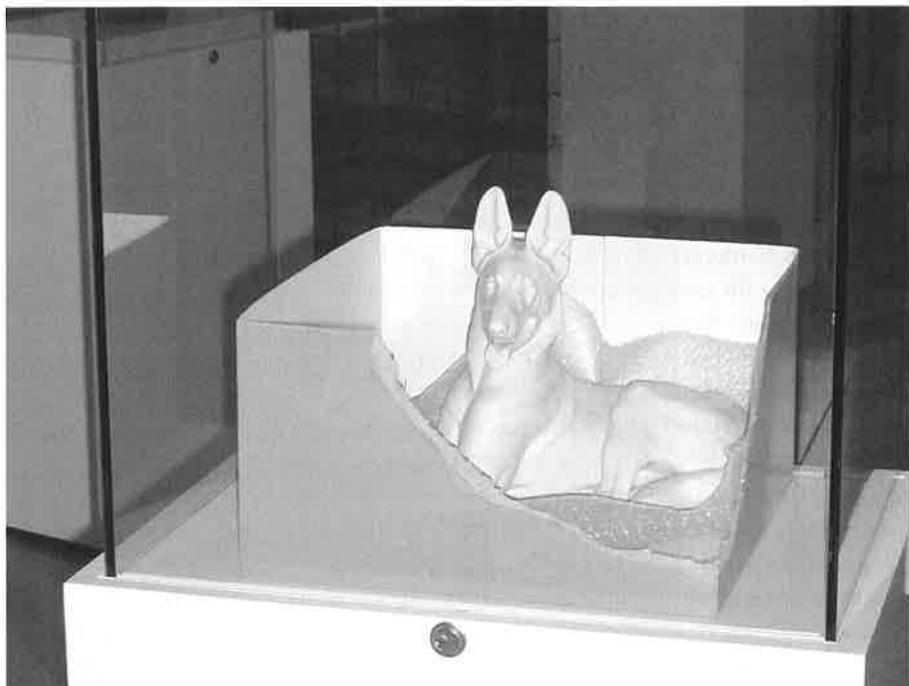
Ein weiteres »multimediales Anschauungsobjekt« ist die 3-D Aufbereitung des KZ Niederhagen. An einer PC-Station kann der Besucher einen virtuellen Rundgang durch die Topographie des Lagers antreten. Von einem orientierenden Überblick aus können einzelne Bereiche angewählt werden, z.B. Häftlingsküche, Feuerlöschbecken, Häftlingsbaracken und Wachgebäude. Schwarz-weiß Aufnahmen aus der Zeit unmittelbar nach der Befreiung veranschaulichen an dieser Stelle den ursprünglichen Zustand des Lagers. Für die neue Ausstellung sind ergänzende Häftlingsberichte zu den einzelnen Stationen des Lagermodells geplant. Auch an einen großen Touchscreen-Monitor ist gedacht, um bei Führungen die Neuen Medien miteinbeziehen zu können. Solche multimedialen Darstellungen werden in Ausstellungen heute zunehmend wichtiger. Die Besucher wollen konkretes Anschauungsmaterial sehen, um sich die Verhältnisse in Konzentrationslagern besser vorstellen zu können. Außerdem wird auf die Internetseite aller nordrhein-westfälischen NS-Gedenkstätten hingewiesen. Denn angesichts der zahlreichen Internetseiten neonazistischer Gruppierungen ist die Präsentation der Gedenkstätten im Internet unverzichtbar.

Seit Januar 2000 kann man sich über die Geschichte der Wewelsburg im Internet informieren, Anfragen per E-Mail stellen und Bücher bestellen. An der PC-Station der Werkstattausstellung kann man sich die Seiten in Ruhe ansehen. Im Internet sind sie unter der Adresse www.ns-gedenkstaetten.de/nrw/ zu finden.

Im Zuge der Neukonzeption der Ausstellung haben sich die Ausstellungsmacher auch Gedanken über eine künstlerische Gestaltung schwer vermittelbarer Themen wie Enge, Hunger und Zeit gemacht. Allein durch wissenschaftliche Texte und Dokumente lassen sich solche Empfindungen des Lageralltags nur schwer verdeutlichen. Deshalb wird als Beispiel für eine gelungene künstlerische Umsetzung des »Appells« die Installation der hannoverschen Künstlerin Renate Deuter gezeigt. Die Installation gehörte ursprünglich zur Ausstellung »Bergen-Belsen. Frauen im Konzentrationslager«. Elf lackierte Sperrholzplatten in Fünferreihe, 60 x 60 cm jede, liegen auf dem Boden. Schwarze Zahlen auf jeder der Platten zeigen die Monotonie und Entindividualisierung im Lager beim Appell. Häftlingsberichte an einer Stellwand ergänzen die

*Präsentation des
Allach-Schäferhundes*

*Alle Abbildungen:
Kreismuseum
Wewelsburg*



Installation. Speziell für die Wewelsburg hat Renate Deuter einen Entwurf für die Neugestaltung des Treppenhauses im Ausstellungsgebäude erstellt, das zukünftig die Überleitung zwischen den Themen »SS« und »Konzentrationslager« bilden könnte. In ihrem Entwurf wurden die Wände mit Stoffstreifen verkleidet, die auf der einen Seite schwarz, auf der anderen weiß sind. Auf der weißen Seite sind Begriffe und Schlagworte aus dem nationalsozialistischen Alltag aufgenäht und aufgestempelt. Sie sollen den gesellschaftlichen Kontext andeuten, in dem Verfolgung, Inhaftierung und Mord stattfanden. Auf einem Treppenabsatz soll viermal der Satz »Verhalte dich ruhig« zu lesen sein – eine Formel zur Beruhigung, die gleichzeitig verstörend wirkt, da etwas Bedrohliches nahe zu sein scheint. Mit diesem Gestaltungsvorschlag endet die Ausstellung. Analog zum Beginn kann der Besucher an einer Meinungswand einen Zettel mit einem Kommentar zu dem Gesehenen anheften. Dieses »öffentliche Besucherbuch« ist den Ausstellungsmachern sehr wichtig, denn es soll wichtige Hinweise für die Neugestaltung der zukünftigen Ausstellung geben.

*Christiane Ernst
studiert Geschichte/
Germanistik an der Uni
Hannover und ist
Honorarkraft in der
Gedenkstätte Bergen-
Belsen sowie freie
Mitarbeiterin der
Tageszeitung »Neue
Presse«, Hannover.*

Man verlässt die Ausstellung nachdenklich, aber nicht »erschlagen«. Vor allem aber mit vielen Anknüpfungspunkten für weitere Überlegungen zum Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Bis zum Frühjahr 2002 sollen die vorbereiteten Planungen für die neugestaltete Dauerausstellung beendet sein. Die Ideen, die in der Werkstattausstellung gezeigt werden, machen neugierig auf die endgültige Präsentationsform der gespaltenen Geschichte der Wewelsburg.

*Weitere Informationen zur Ausstellung und Ausleihmodalitäten
www.ns-gedenkstaetten.de/nrw/wewelsburg
apflock@scriptorium-muenster.de*

Überlegungen zum Verhältnis von Gedenken und zeithistorischer Forschung

ANLÄSSLICH DER TAGUNG »HISTORISIERUNG DER GEGENWART. ERINNERUNG UND ZEITGESCHICHTE IM KONFLIKT«

Petra Haustein

Die aktuell an Gedenkstätten gestellten Erwartungen und von diesen zu erfüllenden Aufgaben sind vielfältig: Sie sind Toten- und Todesorte in einem, beherbergen Friedhöfe auf ihrem Gelände und sollen als solche Orte des Gedenkens, der Erinnerung und Mahnung sein. Darüber hinaus haben sie einen Bildungsauftrag in historischer und politischer Hinsicht. An ihnen wird – im Rahmen von zumeist sehr engen Haushalten, die wissenschaftliche Arbeit wenn überhaupt, dann nicht ausreichend einkalkulieren – zeithistorische Forschung betrieben. Sie kooperieren zunehmend mit universitären und privaten Forschungseinrichtungen, um für die zu leistende Gedenkstättenarbeit auf dem neuesten Forschungsstand zu sein und Forschungsdesiderata benennen zu können. Doch wie verhalten sich diese Aufgaben zueinander? Wo überschneiden und ergänzen sie sich, wo schließen sie sich aus? Und was bedeutet das im Einzelnen für die Arbeit vor Ort?¹

In meinem Aufsatz greife ich Diskussionsbeiträge der Tagung »Historisierung der Gegenwart. Erinnerung und Zeitgeschichte im Konflikt« des Potsdamer Instituts für Zeitgeschichte vom 30.–31.3.2001 auf, die (nicht nur) zu diesem Problemfeld Fragen aufgeworfen und wesentliche Denkanstöße gegeben haben.

Konrad Jarausch (Potsdam) zufolge besteht die zentrale Frage jeder offiziellen Erinnerungskultur darin, was eine Gesellschaft in Erinnerung behalten und was sie vergessen soll. Gruppenerinnerungen bedeuten immer eine Einebnung individuellen Erlebens. Die Etablierung einer einheitlichen Erinnerungskultur zielt auf die Schaffung einer gemeinsamen nationalen Identität eines im Verlauf der Tagung konsequent problematisierten Begriffs. Nach Jarausch treten Wissenschaft und wissenschaftliche Forschung als »disziplinierende Instanz« einer sich durch Wandlungsfähigkeit und Beeinflussbarkeit auszeichnenden Erinnerungskultur gegenüber.

Im folgenden möchte ich ein besonderes Augenmerk auf diejenigen Gedenkstätten legen, an denen sich mehrere historische Phasen übereinander schichten und die mittlerweile unter dem unglücklich gewählten Begriff der »doppelten Vergangenheit« in die neuere Forschungsliteratur und öffentliche Diskussion eingegangen sind. An Orten wie Sachsenhausen, Lieberose/Jamlitz und Buchenwald mit ihrer Geschichte als nationalsozialistische Konzentrationslager und sowjetische Speziallager stellt sich zum einen die Frage nach dem Verhältnis von ehrendem Gedenken und historischer Aufarbeitung in besonderer Deutlichkeit. Zum anderen geht es hier mehr als anderenorts um die drängende Frage, welche Erfahrungen erinnert, welche vergessen werden sollen. Erinnerungskollektive wollen ihre Erfahrungen, Erinnerungen und Geschichtsdeutungen an diesen Orten wiederfinden. In diesem Zusammenhang entsteht auch die Frage, welche Gruppen ausgeschlossen werden oder sich als ausgeschlossen empfinden. Dem US-amerikanischen Historiker Peter Fritzsche (Illinois) zufolge lässt

die deutsche Erinnerungsliteratur »fragmentarische Erinnerungsstücke an den Zweiten Weltkrieg« von Juden, vertriebenen Deutschen und vielen anderen erkennen, die kaum zusammenpassen, allenfalls parallel mitgeteilt werden könnten. Während sie unter Umständen in »einen Rahmen einer globalen Erinnerung an Verlust und Trennung« passten, sieht er das gegenwärtige Ziel der Erinnerungskultur in der Anerkennung von Leiden, ohne die Eigenartigkeit von Erinnerung einzuebnen.

Für die konkrete Arbeit vor Ort, insbesondere an den Gedenkstätten mit »doppelter Vergangenheit«, stellt sich die Frage, wie die Gedenkstättenarbeit so gestaltet werden kann, dass sie einerseits die dort von allen Systemen begangenen Verbrechen und Unrechttaten aufarbeitet, der Verbrechen und ihrer Opfer gedenkt und deren Leiden anerkennt, ohne andererseits die Unterschiede und historischen Abläufe einzuebnen. Der derzeit an den Gedenkstätten beschrittene Weg kann als »Parallelisierung« im Sinne Fritzsches bezeichnet werden.² Das heißt, die Gedenkstätten präsentieren sich als zwei parallel bestehende Gedenkstätten, deren Beziehungen und Verbindungen unter einander eher beiläufig und unauffällig hergestellt und marginalisiert werden. Die Herausforderung für eine zukünftige Gedenkstättenarbeit heißt jedoch, wie die Schicksale in der gegenwärtigen Realität »parallel mitgeteilt« werden können, wenn sie doch immer wieder aufeinander verweisen. Wie beispielsweise sollte im Rahmen solch einer »Parallelgeschichte« das Schicksal eines SPD-Genossen erzählt werden, der im Speziallager ehemaligen SS-Männern der »Häftlingsselbstverwaltung« ausgeliefert war, nachdem letztere vom NKWD gezielt in diese Positionen gebracht worden waren? Oder aber, wie ist die Rolle eines einstigen kommunistischen Funktionshäftlings zu bewerten und darzustellen, auf dessen Denunziation hin Jugendliche im Alter ab vierzehn Jahren als »Kriegsverbrecher« in die Speziallager eingeliefert wurden und hier zu Tode kamen? Ebenso sprengt die Biographie eines ehemaligen »Euthanasie«-Arztes, der nach 1945 unter dem Verdacht antisowjetischer Umtriebe ins Speziallager eingeliefert wurde, den Rahmen einer »Parallelgeschichte«.

Letztlich wird an diesen Orten besonders deutlich, wie dringend erforderlich die Problematisierung des Begriffs »der« Erinnerungskultur ist. Ist nicht ohnehin eher von Erinnerungskulturen zu reden? Oder verliert der Begriff dann in einem Maß an Schärfe, die ihn untauglich werden lässt? Darüber hinaus setzt Erinnerung Erfahrung voraus, die die Nachgeborenen nicht haben. Volkhard Knigge hat in der Jubiläumsausgabe des Gedenkstättenrundbriefs vor diesem Hintergrund vorgeschlagen, die »Erinnerung als Praktik«³ durch »Auseinandersetzung mit der Vergangenheit« zu ersetzen. Es geht dann um einen »Begriff von Geschichtsbewusstsein im Sinne von Verständnis dafür, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft konkret miteinander verknüpft sind«. Mehr denn je wird eine Verständigung über zukünftige Formen und Inhalte dieses Geschichtsbewusstseins wichtig. Die Frage, die es heute aufgrund des größeren Wissensstandes um die stalinistischen Verbrechen zu beantworten gilt, lautet: Welche Formen und Inhalte der Gedenkstättenarbeit unterstützen die Enttabuisierung der Leidensgeschichte der Speziallagerhäftlinge, ohne die deutsche Geschichte erneut als Leidensgeschichte zu kolportieren?

Im Moment scheinen bei einem großen Teil der westdeutschen Gedenkstättenzene Befürchtungen zu dominieren, mit der Erinnerung an stalinistische Repression und das Leiden der Häftlinge der sowjetischen Speziallager würden bereits überwunden geglaubte Ideologeme und apologetische Geschichtsbilder in die Gedenkstätten getragen.

Indem diese Befürchtungen jedoch drohen, die oben gestellten Fragen bereits im Keim zu ersticken, laufen sie Gefahr, sie zur Erstarrung der Auseinandersetzungen um die Gedenkstätten beizutragen. Diese werden insbesondere für die nachfolgenden Generationen nicht mehr nachvollziehbar und damit unverständlich.

Eine wesentliche Voraussetzung der Klärung dieser und anderer Fragen scheint mir in der kritischen Hinterfragung der eigenen Rolle, Vorannahmen und Zielvorstellungen aller an der Auseinandersetzung Beteiligten zu bestehen. Konrad Jarausch hat noch einmal verdeutlicht, daß Zeitzeugen und Zeithistoriker in erinnerungs- und geschichtspolitischen Diskursen mit ihren je unterschiedlichen Zugängen zur Vergangenheit gleichsam in einen »Wettbewerb« getreten sind. Vor diesem Hintergrund ist ein eigener wissenschaftlicher Diskurs über den Wahrheitsgehalt subjektiver Erinnerungen und Aussagen von Zeitgenossen entstanden. Mittlerweile geläufig sind die Rede vom »Zeitzeugen als natürlichem Feind der historischen Zunft« und das Bonmot, jemand lüge »wie ein Zeitzeuge«. Bislang wenig reflektiert sind hingegen die entsprechenden subjektiven Zugänge der Wissenschaftler sowie Gedenkstättenpädagogen und -mitarbeiter selbst. Gerade letzteren war ein gesellschaftspolitischer Veränderungswillen und ein empathischer Zugang bei ihrer zu einem großen Teil ehrenamtlichen Arbeit im Unterschied zu den meisten Wissenschaftlern selbstverständlich. Gedenkstättenmitarbeiter arbeiten in der Regel gerade nicht mit einer »Etikette der Selbstverleugnung« (Konrad Jarausch) vermeintlich objektiver Wissenschaftlichkeit. Dieses Bewusstsein für die eigene Arbeitsmotivation könnte die Beantwortung selbst-reflexiver Fragen erleichtern: Mit welchen Gefühlen und Erwartungen begegnen wir einem Holocaustüberlebenden, wie einem ehemaligen Speziallagerhäftling? Welche Konsequenzen ergeben sich aus den bislang kaum systematisch hinterfragten Erfahrungen, Vorannahmen und Haltungen für die Arbeit vor Ort?

Norbert Frei (Bochum) gab in seinem Beitrag u.a. zu bedenken, dass es darum gegangen sei, der konservativen Seite mit ihrem Beharren auf totalitarismustheoretischen Ansätzen und der Überzeugung, der NS sei überwunden, der Stalinismus das eigentliche Problem, etwas entgegenzusetzen. Auf der »linken« Seite sei es dabei jedoch zu einer Engführung des kritischen Bewusstseins auf die unaufgearbeitete NS-Vergangenheit gekommen, wobei dem stalinistischen Verbrechen keine Bedeutung beigemessen wurde. So verhinderten ideologische Scheuklappen auf allen Seiten eine umfassende Bearbeitung, Aufarbeitung und Auseinandersetzung mit dem historischen Geschehen.

Zu reflektieren wäre heute zum Beispiel, dass die westdeutsche Gedenkstättenzene mit der erklärten Absicht eines Gegenentwurfs zur Erzählung der deutschen Geschichte als Leidensgeschichte angetreten war. In seinem Vortrag »Kriegsgeschichte und globale Erinnerung« Peter Fritzsche aus, die deutsche Geschichte sei auch in der Nachkriegszeit keinesfalls unterdrückt, sondern unter Ausblendung der Leidensgeschichte »der Anderen« als Geschichte der »nationalen Qual« erzählt worden. Als Orientierung hätten ihr die Eckpunkte »Dresden«, »Stalingrad« sowie die Vertreibung der Deutschen und, so möchte ich hier ergänzen, die »roten KZ im Osten« gedient. Durch die Fokussierung auf die »deutschen Opfer« statt auf die »Opfer der Deutschen«, so Fritzsche, sei die Diskussion um Mittäterschaft verdunkelt, die Anerkennung von Verantwortung und Schuld blockiert worden. Viel später seien alternative Geschichten entstanden, die ihren Blick auf die »Opfer durch die Deutschen« richteten. Erst der

Arbeit und des politischen Kampfes der zum großen Teil auch heute in der Gedenkstättenarbeit Engagierten ist es zu verdanken, dass Räume für die »alternativen Geschichten« überhaupt erst entstanden. Heute jedoch kommt es mit Volkhard Knigge auf eine »neue Standortbestimmung, Selbstreflexion und museologisches wie pädagogisches Probehandeln (...) angesichts der veränderten und sich weiter verändernden Rahmenbedingungen«⁴ an. Zu schaffen sei »ein wohlwollend-aufgeschlossenes Klima und die Möglichkeit offenen Erfahrungsaustausches und uneingeschränkter Debatte, beides keine Selbstverständlichkeit in einem Arbeitsfeld, das entgegen dem humanen und demokratischen Impuls, der mit ihm verbunden wird, immer wieder weltanschaulichen oder moralisierenden Vorgaben ebenso ausgesetzt ist wie höchst divergierenden Verbandsinteressen, Bestrebungen politischer Dienstbarmachung oder Überängstlichkeiten in Bezug auf angebliche Normverstöße«. Selbstkritische Hinterfragungen eigener Positionen geraten in geschichtspolitischen Auseinandersetzungen leicht zu »Steilvorlagen« für den politischen Gegner. Doch sollte dies kein Grund für ihre Vermeidung sein und aus diesen Fragen ergeben sich möglicherweise Anknüpfungspunkte zwischen Gedenkkultur und Wissenschaft.

So beleuchtete Hans-Günter Hockerts (München) die Reichweite des fachlichen Geltungsanspruchs der Zeithistorie gegenüber anderen Beschäftigungen mit der Vor- und Zeitgeschichte und kam zu dem Schluss, dass eine Aufgabe der Forschung darin bestehe, andere Zugänge zur Geschichte kritisch zu hinterfragen. Dies bedeute selbstredend auch den Zugang der Gedenkkultur und die Analyse derjenigen Formen und Inhalte, die Eingang in die öffentliche Gedenkkultur finden und deren Engführungen mittlerweile Gefahr liefen, Passfähigkeit mit Authentizität zu verwechseln. In diesem Sinne habe sie sich als »wendiger Baumeister« erwiesen, indem sie Umdeutungen vornehme und damit zur, so formulierte er zugespitzt, »Vernichtung von Unterscheidungskategorien« beitrage. Die Neubewertung des »8. Mai« beispielsweise stimme mit der Primärerfahrung der Verfolgten überein, die sich zum damaligen Zeitpunkt selbst gegen eine Einbeziehung der »Volksgemeinschaft« verwahrt hätten. Letzteren habe der Begriff ohnehin ferngelegen. Noch 1985 protestierten sie als spezifische Erinnerungsmilieus, die die Schlagwörter »Zusammenbruch« und »Niederlage« bevorzugten. Gegen die Vereinheitlichung des kollektiven Gedächtnisses und die Unterbindung von Mehrdeutigkeiten als symbolische Zielsetzungen der Erinnerungskultur könne die zeithistorische Forschung den Befreiungsmythos einfach aushebeln, indem sie das damalige subjektive Erleben der Mehrheitsbevölkerung rekonstruiere. Da sie unterschiedlichen Regeln folgten, würden »history« und »memory« in Konkurrenz zueinander treten. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte teilten zwar die selben Narrative, hätten jedoch einen unterschiedlichen Zugang zu ihnen. Doch, so ist weiter zu fragen, was bedeutet diese Konkurrenz für die Gedenkstätten vor Ort, die beide Zugänge integrieren sollen? Wie sollen dem sich in der Regel zwei Stunden auf dem Gelände aufhaltenden Besucher sowohl das im Gedenken notgedrungen enggeführte Geschichtsbild als auch die differenzierte Aufarbeitung des historischen Geschehens nahegebracht werden?

Eine strenge Trennung der Geschichte vor und nach 1945 im Gedenken erscheint nach wie vor notwendig. Dies nicht nur aus dem Grunde, dass die Verfolgten aus der Zeit des Nationalsozialismus es weitgehend ablehnen, sich mit Menschen in ihrem Leiden zu identifizieren, in deren Namen die Verbrechen an ihnen begangen wurden.

Hinzu kommt, dass auch Angehörige von Polizeibataillonen und ehemalige »Euthanasie«-Ärzte, ohne dass sich das NKWD über deren Identität im Klaren gewesen sein musste, in den stalinistischen Repressionsapparat gerieten. Trotzdem wirft die strikte Trennung Probleme auf: Wie zum Beispiel ist mit dem Schicksal des ehemaligen Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde, Erich Nehlhans, umzugehen, der das NS-Regime im Untergrund überlebte, nach 1945 im Speziallager Sachsenhausen litt und nach seiner Deportation in die UdSSR im Gulag umgekommen ist? Sicherlich besteht keine Lösung darin, sich – wie jüngst in Berlin ein Teil der jüdischen Gemeinde – auf die Suche nach einem moralisch zweifelhaften Verhalten des zuvor verehrten Gemeindeglieds zu begeben, um das Ausmaß stalinistischen Unrechts nicht zugeben zu müssen und die eigene Angst vor der Relativierung der NS-Verbrechen einzudämmen. Wie sehr eine solche Differenzierung in die Irre führt, wird erst klar, wenn man diesen Gedanken konsequent zuende führt und dann nicht nur in bezug auf die »Häftlingsgesellschaften« der stalinistischen Lager die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Lagerhaft allgemein stellen müsste.

In diesem Zusammenhang erhellend war der Tagungsbeitrag von Moshe Zimmermann (Jerusalem), der der Konstruktion von Opfer- und Täterdichotomien als Mechanismen kollektiver Stilisierungen nachging. Bei der Konstruktion kollektiver Erinnerungen würden zunächst Gegensätze wie »Juden – Gojim«, »innen – außen« und »Opfer – Täter« herausgestrichen. Dieses Vorgehen wirke zwar identitätsstiftend, doch sei die eigene Gruppe ebenso konstruiert wie die andere. In der Realität zeigten sich immer wieder die Grenzen dieses dichotomischen Modells. So hätte sich in Diskussionen von nicht in Deutschland lebenden Juden die Frage gestellt, ob denn nun deutsche Juden zu den Opfern oder Tätern gezählt werden sollten. Dabei seien sie wiederholt, wenn auch unbeabsichtigt, der letzten Kategorie zugeschlagen worden. Dass beim Versuch der Vergegenwärtigung der Vergangenheit die kollektive Erinnerung und nicht die individuelle ausschlaggebend sei, zeige sich einmal mehr am Beispiel des nicht zuletzt durch den Film bekannt gewordenen »Hitlerjungen Salomon«. In Israels kollektiver Erinnerung komme sein Fall wegen des Fehlens von Grautönen zwischen dem Opfer- und Täterbegriff erst gar nicht vor. Durch seine Schwierigkeiten bei der Anerkennung als Opfer sei er zum Beispiel eines Zeitzeugen geworden, dessen Erfahrungen drohten, in der kollektiven Erinnerung unterzugehen. In der Realität gebe es zwar keine »absolut schuldige« und keine »absolut unschuldige« Seite, doch drehe sich genau um diese Frage der israelische Historikerstreit. Bezeichnend sei, dass eine Übersetzung von Raul Hilberg, der die Frage nach der Rolle der Judenräte aufgeworfen haben, ins Hebräische bis heute aussteht. Aus dem selben Grund sei auch Goldhagen nie diskutiert worden, denn über die Stimmigkeit seiner Thesen habe in Israel ohnehin Einigkeit geherrscht. Die Frage, die sich bei der Gegenüberstellung von Opfern und Tätern stets stelle, sei die nach ihrer politischen Funktion.

Die Tagung machte deutlich, dass die Person und die Rollen der Zeithistoriker einer viel stärkeren und bewussteren Reflexion bedürfen als bisher. Dies gilt, so ist sicher zu ergänzen, auch für Mitarbeiter in Gedenkstätten. Bisher waren Fragen nach der Deutungsmacht und Diskurshoheiten unterbelichtet. Doch insbesondere in bezug auf die Erinnerungskultur drängt sich die Frage, wer definiert, was erinnert wird, förmlich auf. In der Zukunft wird es daher darauf ankommen, die hier aufgeworfenen Fragen

Petra Haustein ist Politologin. Sie verfasst ihre Doktorarbeit über »Die Auseinandersetzung um die Gedenkstätte Sachsenhausen seit 1989/90«.

und viele darüber hinaus in Workshops, Jugendbegegnungsstätten und Gedenkstättenseminaren zu diskutieren. Mehr denn je geht es darum, Diskurse transparent zu gestalten und die nächsten Generationen einzubeziehen.

Anmerkungen

- 1 Bereits in der letzten Ausgabe des GedenkstättenRundbriefs hat Herbert Obenaus die Frage nach dem Stellenwert und den Aufgaben von Wissenschaft und Forschung in der Gedenkstättenarbeit aufgeworfen. Dabei ging es insbesondere um die ergänzende Funktion von historischer Grundlagenforschung in der Gedenkstättenarbeit. Der vorliegende Beitrag beleuchtet vor allem Unterschiede zwischen zeithistorischer Forschung und Gedenkkultur und wirft die Frage auf, ob und wie sich diese Unterschiede in der Gedenkstättenarbeit integrieren lassen; in: GedenkstättenRundbrief Nr. 100, 4/2001, S. 112–122.
- 2 Die in der Gedenkstätte Sachsenhausen zugrunde gelegte dezentrale Konzeption, nach der das gesamte historische Geschehen vor Ort in jeder Ausstellung dokumentiert werden soll, beinhaltet die Möglichkeit, von diesem Weg abzuweichen.
- 3 Volkhard Knigge, Abschied von der Erinnerung. Zum notwendigen Wandel der Arbeit der KZ-Gedenkstätten in Deutschland, in: GedenkstättenRundbrief Nr. 100, 4/2001, S. 140
- 4 Volkhard Knigge, a.a.O., S. 143

GEDENKSTÄTTEN IM INTERNET

Das Forum bietet die Möglichkeit des schnellen und einfachen Austausches, der Zusammenarbeit und der Diskussionsplattform für Gedenkstätten und Interessierte. Es dient der frühzeitigen Bekanntgabe von Terminen, der Veröffentlichung von Hinweisen auf neue Publikationen und Projekte. Es besteht die Möglichkeit, die eigene Einrichtung vorzustellen und Links zur eigenen Homepage anzulegen.
www.topographie.de/gedenkstaettenforum

OPEN-AIR AUSSTELLUNG »TOPOGRAPHIE DES TERRORS«

Bis zur Fertigstellung des Neubaus des Internationalen Dokumentationszentrums ist die Ausstellung »Topographie des Terrors, Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt auf dem »Prinz-Albrecht-Gelände« Open-Air zu besichtigen.
Niederkirchnerstraße 8, 10963 Berlin, Eintritt frei, täglich geöffnet,
Mai bis September 10–20 Uhr, Oktober bis April 10 Uhr bis spätestens 18 Uhr.
Führungen nach Vereinbarung, Telefon 030/254 86-703, E-Mail: jonelat@topographie.de
www.topographie.de